



Editonia

Das Leitungsteam der Reportageschule (v. l.): Wolfgang Bauer, Ariel Hauptmeier, Katrin Langhans, Philipp Maußhardt, Heike Faller, Michael Obert.

SALUT, GRÜSS-GOTT, TACH UND HALLO.

hier liegt das 15. GO-Magazin vor Ihnen – fast ein kleines Jubiläum. Seit 2005 haben bald 200 Reporterinnen und Reporter "Die Reportageschule" durchlaufen und jeder Jahrgang hat am Ende mit seinem GO-Magazin eine ganz eigene Marke gesetzt.

Wir haben dieses GO-Magazin "Deutschrand" genannt, denn wir wollten die Ränder ableuchten, dorthin schauen, wo Medien im Tagesstress oft nicht die Zeit für haben. Wenn Käse schimmelt, fängt's am Rand an. Geht dann immer weiter, bis man ihn wegschmeißt. Wenn's in Deutschland komisch riecht, fängt's auch meist am Rand an. Nicht vorne an der Hauptstraße, hinten im Hinterhof.

#15

Oft brauchen Journalisten nicht mehr als eine Taschenlampe und einen Notizblock, um gute Geschichten zu finden. Wobei die Lampe zu Beginn jeder Recherche erst einmal nach innen strahlt. Wo finde ich den richtigen Ort, die richtigen Menschen für mein Thema?

Gute Reportagen beantworten Fragen. Zum Beispiel, warum in einem österreichischen Dorf Milchbauern so verzweifelt sind, dass sie sich umbringen? Wer hilft jungen Polinnen, eine Abtreibung in Berlin vorzunehmen? Was ging in den Köpfen der jungen Männer vor, die sich in Stuttgarts Innenstadt eine Straßenschlacht mit der Polizei lieferten? Was wird aus der Elbe, Deutschlands letztem wildem Strom? Und warum lieben die Deutschen keine andere Blume so sehr wie die Orchidee?

Bestimmt sagt jetzt jemand, es gebe wichtigere Themen auf der Welt. Mag sein. Aber von den Rändern her betrachtet versteht man die Dinge oft besser als vom Zentrum aus. Das haben uns nicht zuletzt die Wahlen in den USA vor Augen geführt. Raus aus der eigenen Blase und hin zu denen, die nicht im Scheinwerferlicht stehen.

Einen Monat lang sind die angehenden Reporterinnen und Reporter durch Deutschland, Polen und Österreich gezogen, gemeinsam mit den Fotografen und Fotografinnen, die an der Fachhochschule Hannover ausgebildet werden, Deutschlands einziger Studiengang für Reportagefotografie. Sie waren im Zirkus, auf der Kirmes, im Gewächshaus ...

Philipp Maußhardt und Ariel Hauptmeier für das Leitungsteam der Reportageschule



Wut auf was eigentlich? 8-21

Andreas Holzapfel (rechts) und Elias Holzknecht (Fotos) suchten nach Gründen, warum Jugendliche in Stuttgart in einer lauen Sommernacht außer Rand und Band gerieten.





Verloren in Polen ^{56 - 67}

Soja Jungs ^{22 - 33}

Amonte Schroeder-Jürss (vorne) und Fotograf Martin Steger (rechts) hatten viel Spaß mit der schrillsten Cheerleader-Truppe der Welt. Sie nennen sich Fearleader und machen konservativen Männern tatsächlich Angst.

Geschichte der O 134 - 145



Inhalt



Stirb langsam $^{112-123}$



Rote Milch 80 - 89

Madeleine Londene (rechts) und Barbara Haas (Fotos) stießen in einem österreichischen Dorf auf eine Mauer des Schweigens.
Niemand redet darüber, wie viele Bauern sich schon umgebracht haben.



Die letzte Barelli 44-55



Britta Rotsch (links) und **Jana Schuler** (Fotos) waren an Orten, an denen Schreckliches geschah. Doch die Erinnerung an die Nazi-Verbrechen droht zu verblassen.





Höxter has a dream ^{34 - 43}

Janina Martens (rechts) und Shirin Abedi (Fotos) stießen in Höxter auf Unternehmer und Visionäre, die weit über den Tellerrand der Kreisstadt hinausblicken.

Mauern im Kopf 124 - 133

Isabelle Zeiher (rechts) und **Hannah Aders** (Fotos) verbrachten eine Woche in einer geschlossenen Wohngruppe für schwierige Jugendliche.





Schwein gehackt 90 - 99

Noch ne Runde 100 - 111



8

WUT AUF WAS EIGENTLICH?

Im Sommer wird am Schlossplatz in Stuttgart aus einer Polizeikontrolle eine Straßenschlacht. Evrim und Milo waren dabei. Was sie über diese Nacht denken und wovon sie am Tag träumen.

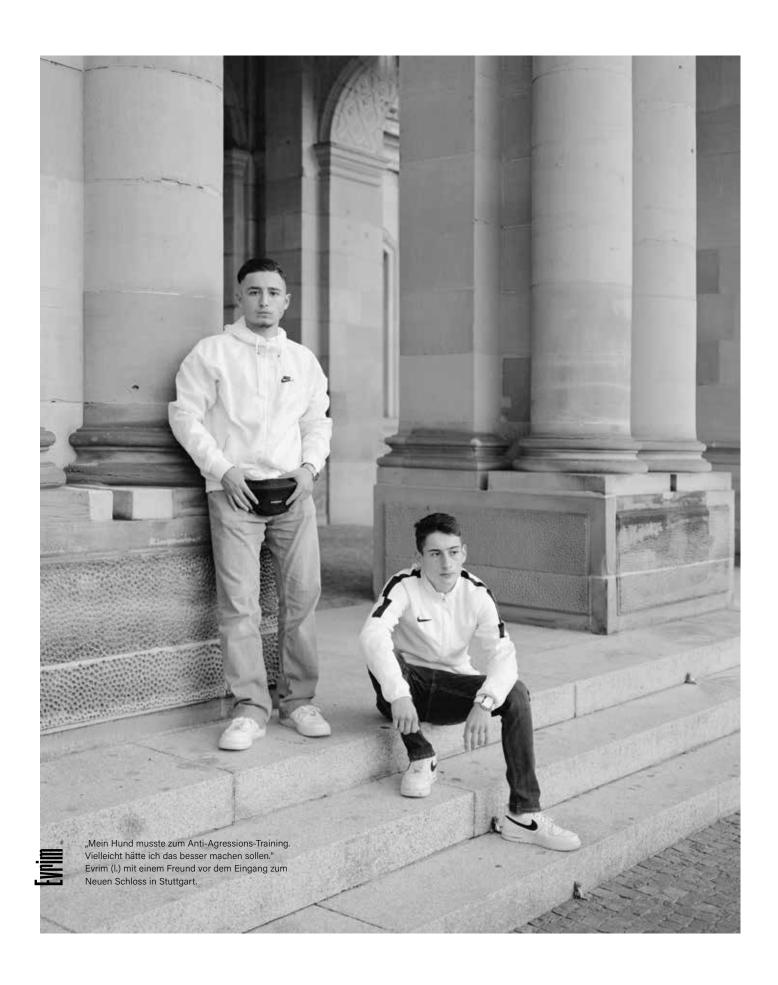
TEXT: ANDREAS HOLZAPFEL FOTOS: ELIAS HOLZKNECHT



Der Eckensee im Zentrum von Stuttgart: Tagsüber ein Ort für Flaneure, abends Treffpunkt für Straßengangs.









Evrim schielt auf sein Handy, "Mama" blinkt auf. Er hält es mir hin. "Geh du ran", sagt er, "ich hab 'Angst." Dann drückt er es sich doch ans Ohr, spricht leise, geht ein paar Schritte nach vorn, ein paar Schritte zurück und guckt wie ein kleiner Junge, der einen Fußball in ein Fenster geschossen hat.

Evrim ist der Boss einer Straßengang, er hat geklaut, sich dutzende Male geprügelt, auf der Anklagebank gesessen, auch schon in der Isolationszelle. Bald wird er 19. Aber wenn seine Mama anruft, wird der Gangster zum Schuljungen. Es ist Freitagabend, kurz nach zwölf. Seit einer halben Stunde sollte er zu Hause sein.

Dann ist da noch Milo.

An diesem Tag vor ein paar Monaten war seine Mutter vor ihm am Briefkasten. In der Küche wedelt sie mit der Strafanzeige vor seinem Gesicht. "Warum machst du immer so eine Scheiße?", schreit sie. "Musst du dich immer schlagen?" Irgendwann wendet sie den Blick ab, sie starrt ins Leere und schüttelt den Kopf. Er schlurft in sein Zimmer, ohne ein Wort. So erzählt er es.

Milo hat einen Kofferraum voll Drogen zu einem Lager gefahren, Schulfenster zertrümmert, geraubt und sich dutzende Male geschlagen. Bald wird er 21. Aber wenn seine Mama schimpft, wird der Gangster zum Schuljungen.

Evrim und Milo waren dabei in der Nacht des 21. Juni 2020, als aus einer Polizeikontrolle am Stuttgarter Schlossplatz eine Straßenschlacht wird. Junge Männer, darunter viele mit Migrationshintergrund, werfen Flaschen und Steine auf Polizisten, schlagen Schaufenster ein und plündern Läden. Am nächsten Morgen fragen sich viele: Was ist ihr Problem?

Milo sagt: Er habe nur geklaut. Evrim sagt: Er habe sogar jemanden davon abgehalten. Aber die beiden waren nicht nur in jener Nacht dabei. Sie sind eigentlich immer hier. Vorher und auch nachdem die Kameras und Politiker wieder abgefahren sind. Sie kennen sich nicht, aber sie sind sich wohl schon oft über den Weg gelaufen. Vielleicht haben sie sich zugeprostet. Vielleicht haben sie sich geschlagen.

Der Schlossplatz ist ihre und die Welt ihrer Freunde und Kumpels, und wer mit ihnen spricht, der versteht, wie schnell aus einem Funken ein Flächenbrand werden kann. Ein Flächenbrand wie die Krawallnacht.

Sonntag, 21. Juni, 0:30 Uhr, eine laue Frühsommernacht, Hubschrauber bullern am Himmel über Stuttgart. Junge Männer und

Frauen, es sind Hunderte, rennen die Einkaufsmeile entlang. Einige hacken Pflastersteine aus dem Boden, reißen Mülltonnen aus dem Beton, viele greifen, was sie in die Hände kriegen. Ein Mann kloppt gegen ein Polizeiauto und rennt weg. Der Polizist öffnet die Wagentür, schaut ihm kurz nach und schließt sie gleich wieder. Ein anderer Mann springt einem Polizisten mit gestrecktem Bein gegen den Brustkorb und flieht. Polizisten aus Heilbronn sind angefordert, treffen aber erst später ein. Es dauert fünf Stunden, bis der Spuk vorbei ist

32 Polizisten sind verletzt, 100 Tatverdächtige werden ermittelt, 40 von ihnen kommen in U-Haft. Medien sprechen von einer Gewaltorgie, Polizisten erzählen, dass sie so etwas noch nie erlebt hätten. Ein Anwalt von drei Tatverdächtigen, der auf Aufnahmen Randalierer in Polizeiautos greifen sieht, ist froh, "dass niemand geschossen hat." Bundeskanzlerin Merkel verurteilt die Ausschreitungen als "abscheulich", Innenminister Seehofer reist am Tag danach nach Stuttgart und spricht von einem "Alarmsignal für den Rechtsstaat."

Doch was geschah in jener Nacht und wer sind die jungen Männer vom Schlossplatz? Woher kommt ihre Wut?

Der Schlossplatz liegt im Herzen Stuttgarts, unweit vom Bahnhof, umgeben von Cafés, Restaurants und Läden. Auf der Säule in der Mitte prangt die römische Göttin Concordia, Symbol für Eintracht und Einheit, links und rechts davon Springbrunnen, drumherum Wege und Wiesen, abgegrenzt von gelben Tulpen und lilafarbenen Petunien. Am Eckensee, einem künstlichen Bassin gleich neben dem Schloss, watscheln Nil-Gänse über die Wiesen, im Hintergrund die Oper und der Landtag.

Ein schöner Ort.

Kein schöner Ort, sagt ein Polizist, während er ein paar Wochen später mit der Taschenlampe ins Gras leuchtet und zur nächsten Gruppe stapft. "Schon lange nicht mehr. Vielleicht tagsüber." Okay, neun von zehn Leuten seien vielleicht normal. "Aber die anderen... das sind Verbrecher."

Der Schlossplatz hat zwei Gesichter. Es wandelt sich mit der Dunkelheit. Tagsüber schmusen hier Pärchen auf den Wiesen, Eltern schieben ihre Babys über den Kies, ein älterer Herr sitzt auf einem Bürostuhl an einem Klapptisch und spielt mit Passanten Schach, während ein anderer einen Fußball auf der Stirn jongliert. Am Tag flanieren hier diejenigen, die es geschafft haben.

Am Abend kommen die anderen, junge Männer und ein paar Frauen, die sich auf Bänke, Mauern, Treppen, Geländer setzen und billigen Wodka und Orangensaft aus ihren Plastiktüten ziehen. Dresscode: Trainingshose und Sneaker, am besten von Nike, dazu viel Gel und Parfum. Sie sitzen und quatschen und trinken, nicken zu Deutschrap aus Boxen, mal zu dritt, mal zu zehnt.

Es ist nicht leicht, mit denen ins Gespräch zu kommen, die dabei waren. Manche starren einen entgeistert an, andere drehen sich sofort weg, halten einen für einen Lutscher oder für einen "Zivi", einen Zivilpolizisten.

Einfacher wird es, als ich beim nächsten Mal mit einem Fotografen auftauche. "Interview?", fragen viele und springen auf. Einige setzen sich wieder, als sie merken, dass sie nicht ins Fernsehen kommen. "Könnte was für Insta sein", sagt einer und rückt sein Cappy zurecht.

GO #15.2020



Amir auf einem Ast am Eckensee. Er hat angefangen zu dealen, nachdem sein Vater gestorben war. Amir wohnt am Stadtrand: "Meine Kinder sollen hier nicht groß werden."

Nein, sagen die meisten, sie hätten nichts gemacht. Eine halbe Stunde später zeigen manche auf ihre neuen weißen Schuhe. Es dauert Wochen, bis man jemanden findet, der einen mitnimmt in seine Welt.

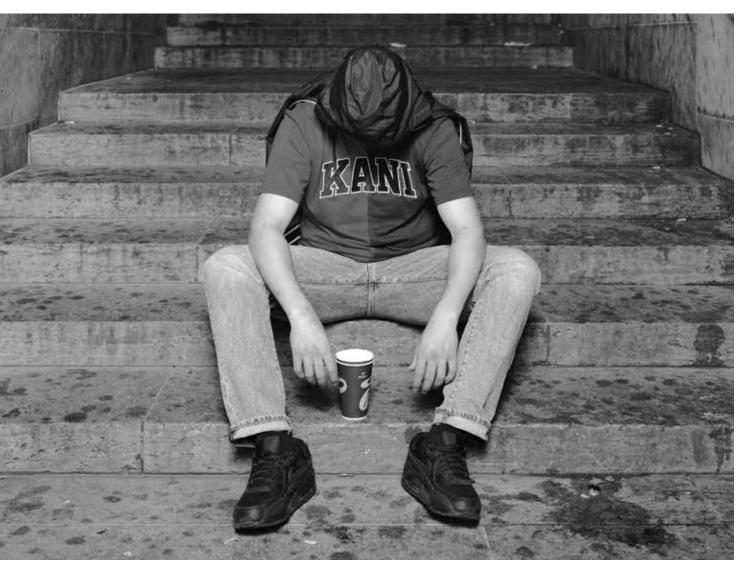
Die Randale-Nacht, so kristallisiert es sich aus den vielen Gesprächen, sie war ein Gewitter, ein Ausbruch, aufgeladen von der Sommerhitze, von den Corona-Beschränkungen und von dem Gefühl, dass die Polizei sie härter anfasst als die anderen. Befeuert von Videos aus den USA, aber auch aus Deutschland – und schließlich ausgelöst von einer Drogenkontrolle, bei der manche Polizisten recht grob zugefasst haben sollen. Ein Protest, ein Geschrei, ein Gerangel, immer mehr kommen dazu, die Wut entlädt sich.

Viele wirken hier eher genervt als wütend. Einige aber sind wütend auf alles. Auf die Polizei. Auf den "Macker" da drüben. Auf sich selbst. Sie wollen Anerkennung und dicke Autos, was sie haben, ist ein schlechtes Gewissen wegen Mama. Ihr Weg: die schiefe Bahn.

Wenn Evrim, Silberkette um den Hals, die Haare mit viel Gel zurückgelegt, mit seinen "Jungs" um den Eckensee läuft, winkelt er die Arme leicht an, sein dunkler Mantel schwingt mit den Schultern. Immer wieder fährt er sich mit beiden Händen über den Kopf, als würde er unter der Dusche stehen und sich den Schaum abstreifen. Er gibt vielen Leuten die Hand, umarmt sie, küsst sie auf die Wange. Evrim, der Mafia-Boss.

Evrim wohnt mit seinen Eltern in einem unscheinbaren Mehrfamilienhaus inmitten unscheinbarer Mehrfamilienhäuser im Süden Stuttgarts, sein Vater ist im Vorstand eines Ortsverbands der Grünen,

Einige aber sind wütend auf alles. Auf die Polizei. Auf den "Fisch" da. Auf sich selbst.



Das T-Shirt hat Milo in jener Nacht geklaut. Am Wochenende ist er immer hier, oft prügelt er sich.

Sein Bruder studiert Jura, seine Schwester ebenfalls. Und Evrim? Er wird von Polizisten aus seinem Zimmer geholt.



14

hat einen guten Job im Vertrieb. Seine Mutter putzt in einer Schule. Sie sind damals mit ihren Eltern aus der Türkei gekommen. Anfang des Jahres hat Evrim sein Fachabitur abgebrochen. Das Problem: vor allem Mathe. Er habe dann eine Tankstelle ausrauben wollen, sogar schon mit der Schreckschusswaffe auf dem Bett gesessen, sie dann aber doch wieder weggeräumt. Er jobbte ein paar Monate im Landschaftsgartenbau, gern würde er Automechatroniker werden. "Ich habe 60 Bewerbungen geschrieben, aber nichts bekommen", sagt er. "Im Praktikum waren die voll begeistert, weil ich schon Schläuche wechseln konnte und so, haben dann aber doch wen anderes genommen."

Evrim sitzt auf einer Mauer am Eckensee. Ein paar Meter von ihm, an den Bänken unter den Bäumen, trinken und grölen ein Dutzend blutjunger Männer und Frauen. Ein Schlacks pfeift schrill in Richtung einer anderen Gruppe. Die pfeift zurück, dann wieder er, dann sie, er. Evrim guckt genervt und lacht, als würde er seine Fäuste in der Tasche zusammenpressen. Seine Wangen leuchten wie eine Wärmelampe. Er fährt sich mit beiden Händen durch die Haare, windet sich aus der Jacke. "Am liebsten würde ich seinen Kopf gegen die Mülltonne schlagen. Wenn jetzt meine Freunde da wären, würden wir rübergehen. Und dann gibt es zwei Optionen. Er ist freundlich. Oder die andere."

Immer wenn ihm das Blut in den Schläfen pocht, sagt Evrim, versuche er an seine Eltern zu denken. Oft denke er erst an sie, wenn das schlechte Gewissen kommt. Seine Mutter habe seinen Vater nur zwei Mal weinen sehen. Einmal, als sein Opa starb. Das andere Mal, als er für Evrim betete. "Ich bin das schwarze Schaf der Familie", sagt er. Sein Bruder mache derzeit ein Praktikum bei der Staatsanwaltschaft, seine Schwester studiere ebenfalls Jura. Und er? Er werde von Polizisten aus seinem Zimmer geholt. Manchmal habe er Angst vor sich. "Mein Hund hat früher alles gebissen. Der musste zu einem Anti-Agressionstraining. Vielleicht hätte ich das lieber machen sollen."

Auf einem Betonklotz links von Evrim ist "Stammheim" gesprayt. Dort, im Stuttgarter Gefängnis, ist er schon gewesen. Unerlaubter Waffenbesitz, zwei Wochen U-Haft. Ein andermal wären aus Wochen beinahe Jahre geworden. Er habe jemanden ins Koma geboxt, nachdem der einen Freund zu Boden geprügelt habe. Sein Freund, chronisch nierenkrank, sei gestorben. Der Richter entschied auf Notwehr.

Viele seiner Freunde wuchsen in einem der Hochhäuser auf, die er vom Balkon aus sehen kann. "Die haben alle verkauft, Parfum, Schlagringe, Gras", sagt er, "die hatten Hunger." Evrim sieht damals die neuen Nike-Schuhe an den Füßen seiner Freunde, ihre geschwellte Brust, wenn sie wieder andere Dealer in ihre Straße zurückgeboxt haben. Geld, Gang, Gangsterimage. Evrim will das auch. Er boxt sich nach oben, spürt, wie sich andere hinter ihn stellen, wenn sich jemand vor ihm aufbaut, wie es sich anfühlt, viele Leute "im Rücken" zu haben. Heute denke er oft, sei er "allein" besser dran.

Auf dem Weg in die Shisha-Bar fummelt Evrim in seiner Bauchtasche, schielt zu Amir und reibt ein Bündel 50iger zwischen Daumen und Zeigefinger, dann greift er ein altes Handy, eines wie es Drogendealer benutzen, die ihre Karte wegschmeißen, bevor sie kontrolliert werden, und damit alle Informationen. "Nur für Freunde", sagt er und lächelt.

Gangster jagen nicht nur. Sie werden gejagt. Selbst wenn viele hinter einem stehen, sind meist noch mehr hinter einem her. Revierkämpfe. Fremde, die zu Feinden werden. Freunde, die zu Fremden werden. "31er", wie sie sagen, in Anlehnung an den Paragrafen, der jene schont, die andere verpfeifen. Evrim vertraue kaum noch jemandem. Erst neulich lagen überall auf dem Teppich, auf dem sein kleiner Bruder immer Lego spiele, Scherben und ein dicker Stein. Evrims Augen werden feucht, wenn er davon erzählt. Sogar im Knast habe er



Wodka mit Oragnensaft oder Whyskey-Cola: am Eckensee wird aufgetankt, bevor die jungen Männer zum Schlossplatz ziehen.

bessere Menschen kennengelernt als auf der Straße. "Einmal kam so ein Riesen-Vieh in meine Zelle und ich dachte nur, was andere wohl bei mir denken: bitte nicht. Aber der sagt nur: Lass uns beten und gibt mir die Hälfte seines Tabaks. Sowas kannte ich draußen nicht."

Auf der Terrasse der Shisha-Bar fläzen Evrim und sein "Bruder" Amir in den Kissen, Hip-Hop wummert aus den Boxen, Rauch wabert umher, Autos röhren vorbei. Evrim saugt am Schlauch der Pfeife. Amir hält ihm sein Handy vors Gesicht. "Hättest du vorher überlegen sollen, ob du mich fickst", liest Evrim, schmeißt sich nach hinten und klatscht in die Hände. "Die meinte, ich hätte sie geschwängert", sagt Amir, "wollte mich verarschen." Ein Mann am Nebentisch schaut flüchtig rüber. "Junge, was guckt der so?", fragt Amir. Beide starren ihn an. Dann beugt sich Amir nach vorn. "Wenn ihr nicht hier wärt", sagt er zum Fotografen und mir, "würde es heute auf jeden Fall rappeln." Evrim nickt. "Es geht um Ehre", sagt er. "Und man verschafft sich Respekt."

In der Schule hätten sie über ihn gelacht, sagt Evrim. Erst, weil er der, die, das nicht so gut konnte, dann, weil er langsam wuchs und früh damit aufhörte, bei 1,60 Meter. Er bläst demonstrativ den Qualm aus und starrt ihm nach. "Die, die früher gelacht haben, lecken mir heute die Eier." Amir reißt empört die Arme hoch. "Bei mir haben auch alle mitgemacht und die Lehrer nur zugeguckt", sagt er. "Heute haben sie Angst vor mir."

Für viele sei er der "Scheiß-Kanacke", sagt Evrim und zuckt mit den Schultern. "Halt eine Meinung." Aber als "Alman", glaubt er, hät-



Vor einer Polizeikontrolle legen sich Jugendliche gern solche Alu-Kügelchen ins Portemonnaie. Wenn die Polizisten sie entknüllen, finden sie darin frisches Gras – von der Wiese.



te er vielleicht einen Job. "Vor zwei Jahren war mein Vater noch Vertreter. Die haben ihn rausgeschmissen, weil sie nicht glauben konnten, dass der Osmane so viel verkauft, ohne zu bescheißen."

Ein paar Züge später drückt sich Evrim hoch und kramt in der Bauchtasche. "Macht dann 19,70", sagt die Kellnerin. Er faltet einen Fünfer in den 20iger. "Passt so", sagt er. Die Kellnerin runzelt die Stirn, dann lächelt sie.

Ahmet Toprak kennt Jungs wie Evrim. Seit Jahrzehnten erforscht der Pädagogikprofessor, warum sich manche muslimische Männer so schwertun, etliche Male hat er mit ihnen in Anti-Aggressionskursen über ihre Wut gesprochen. Vieles, was sie durchgemacht haben, hat er selbst erlebt. Toprak stammt aus einem Dorf in Anatolien und kam als Zehnjähriger mit seiner Familie nach Deutschland, seine Mutter Analphabetin. Sie lebten in einem Brennpunktviertel, auf dem Pausenhof der Hauptschule gab es viele Drogen und Schlägereien. Warum er zum Professor wurde statt zum Problemfall? "Weil mich meine Eltern erzogen haben wie meine Schwester", sagt er. "Und anders als sehr traditionelle Familien aus muslimischen Ländern keinen Unterschied zwischen Männern und Frauen gemacht haben."

Er sagt, die meisten jungen Männer seien viel besser integriert, als es in der öffentlichen Debatte den Anschein mache. Aber es gebe nun mal auch jene, die sich schwertäten. "Und das liegt nicht nur daran, dass sie etwa von der Polizei härter angefasst oder auf der Straße komisch angeguckt werden", sagt Toprak. "Die traditionelle Erziehung spielt eine entscheidende Rolle." Weil man von den Söhnen erwarte, dass sie später die Familie ernähren und beschützen, würden

Nicht nur am Schlossplatz würden Polizisten sie oft kontrollieren und in die Hose leuchten, sagen die drei Jugendlichen. Einer wollte lange selbst zur Polizei. Neues Ziel: Feuerwehrmann.

Warum Toprak zum Professor wurde statt zum Problemfall? "Weil mich meine Eltern genauso erzogen haben wie meine Schwester", sagt er. sie von ihren Müttern verhätschelt. Anders als die Töchter müssten sie nicht im Haushalt helfen und dürften über die Stränge schlagen, oder jemand anderen. Wer seine Familie verteidigen können müsse, überziehe eben auch mal. Die Konsequenz: schlechtere Noten, weniger Chancen, mehr Probleme. Arabisch-türkische Mädchen würden hierzulande jedenfalls deutlich häufiger Abitur machen als arabischtürkische Jungen.

Evrim und Amir beschaffen sich auf der Straße, was sie so sehr wollen: Geld und Anerkennung. Da sind sie wer, nicht irgendwer. "Sie wollen geliebt werden, respektiert werden wie jeder andere auch, etwas Besonderes sein", sagt Toprak. "Wenn die Anerkennung in der Schule oder im Beruf ausbleibt, holen sie sich die eben auf der Straße." Sie suchten sich eine Rolle, weil sie fürchteten, keine Rolle zu spielen. Manche spielten den frommen Muslim, wüssten aber wenig über den Koran und tränken jedes Wochenende Wodka. "Sie sagen sich, ich bin ein richtiger Mann, ein richtiger Türke, ein richtiger Muslim, selbst wenn sie vielleicht nichts davon sind." Wenn dann jemand wegen ihnen die Straßenseite wechselt, fühlten sie sich stark. "So furchteinflößend bin ich? So mächtig? Früher war das beleidigend, aber plötzlich ist das ein Erfolg für sie." Bis die Probleme kommen. "Nicht wenige wollen dann da wieder raus. Aber sie sind gefangen in ihrer Rolle, weil sie denken, dass sie sonst nichts wären."

Sie kämpfen gegen sich. Sie kämpfen mit sich.

Milo wischt sich durch die Fotos auf dem Handy. Auf einem Bild steht er im Badezimmer und blickt ernst, getrocknetes Blut klebt an Mund und Nase. Er wischt weiter: Ein Stück Lippe hängt ihm herunter. Noch eins weiter. "Guck dir die Finger an", sagt er. Zeige- und Mittelfinger sind unter den Knöcheln dick, krumm und wellig. "Habe ich mir zertrümmert", sagt er und tippt auf die Narben. Der Ex seiner damaligen Freundin habe ihn oft beleidigt, egal, dann aber seine verstorbene Tante eine Hure genannt. "Dafür musste ich ihn schlafen schicken. Ehrensache."

Hätte seine Tante das wirklich gewollt? "Natürlich nicht!"

Die Ehre, wie er es nennt, lässt Jungs wie ihm oft keine Wahl. Sie haben das Gefühl, sie ist das einzige, was sie wirklich in der Hand haben, was sie zu verlieren haben. Und das, was viele ihnen nehmen wollen. "Aber wenn man sie fragt, was sie mit der Ehre meinen, fällt ihnen nicht viel ein", sagt Sozialwissenschaftler Toprak. Oft nur, dass Frauen keinen Sex vor der Ehe haben dürften. Und dass Männer ihre Familie beschützen müssten. "Frauen, die sich aufsparen, sind eine Entschuldigung für ihre Schlägereien. Das passt ihnen natürlich gut

Alkohol sei für ihn Therapie, sagt Milo. Manchmal kauft er sich vor der Arbeit einen Sechserträger an der Tanke.







Hochkultur trifft Saufkultur. Aber immer geht es um Männlichkeit.

20

Was sie machen könnten, wollen sie nicht. Und was sie haben wollen, kriegen sie nicht. Zumindest kaum auf legalem Weg.

in den Kram. Mit Lügen und Stehlen, Beleidigungen und Schlägereien haben sie derweil kein Problem."

Milo hockt auf der Treppe am Schlossplatz und lehnt mit dem rechten Ellenbogen auf einer Stufe. Er hat kurze blonde Haare und trägt eine weite Jeans, ein Hoodie labbert auf seinen breiten Schultern, Männern in engen Hosen schaut er spöttisch nach. Er lupft seinen Hoodie und zupft an seinem Shirt. Das habe er an jenem Abend geklaut, dazu einen Trainingsanzug. "Ich hätte nichts kaputt gemacht, aber als alle rein sind, habe ich mir halt auch was gezockt." Ein Freund läuft vorbei. "Immer noch am Quatschen?" Milo nickt. "Über die Nacht." Der Freund neigt den Kopf, als wäre da doch sicher noch mehr. "Und ein bisschen über die Familie, eh?", fragt er läppisch. Milo nickt nachdenklich.

Milos Eltern stammen aus dem Kosovo. Er wohnt bei seiner Mutter in der Nähe von Stuttgart, sie ist Altenpflegerin, er macht eine Lehre zum Büro-Kaufmann. Sein Vater? Lange weg. "Auf der Realschule war ich noch voll gut, 2,3 oder so", sagt er. "Heute packt mein Kopf das nicht mehr, dasitzen und zuhören." Er habe schon viele Fehler gemacht, sagt er. Dann spricht er von all dem Geld, das er nicht gemacht hat. "Viele machen einfach eine Shisha-Bar auf und scheffeln fett Kohle, und ich sitze jeden Tag am Schreibtisch für 500 Euro im Monat."

Von einem hügeligen Park am Stadtrand blickt Milo ins Tal auf die Hochhäuser, "das Ghetto", wie er sagt, dort, wo er aufgewachsen ist. Er schnüffelt, schwenkt mit dem Arm über die Blumenbeete. "Riechst du das?", fragt er. "Hier haben die überall ihre Bunker. Ihr Gras." Plötzlich tippelt er auf den Fußspitzen, duckt seinen Kopf nach links, schlägt einen Haken in die Luft. "Wir haben so viel darüber geredet...", sagt er und grinst. Wenn man ihn dann beobachtet, guckt er einem in die Augen. Er guckt. Und guckt. Dann lächelt er. "Willst mich testen", sagt er, "aber dir würde ich nichts tun. Du siehst gebildet aus, nicht wie ein Känäck…"

Milo schlägt sich regelmäßig, eigentlich sei jedes Wochenende irgendetwas. "Jemand guckt dich an, du guckst ihn an. Dann fragt der, was du so guckst, und du denkst dir: Junge, was denkst du, dass nur du gucken darfst? Dass du länger gucken darfst? Dass du mich packen könntest? Oder warum machst du Fisch hier auf Macker?" Manchmal spiele Milo mit seinen Gegnern. "Dann geb' ich ihnen nur leicht, bevor ich sie k.o. haue." Ein Gefühl von Macht? Er nickt. "Ich weiß, ich bin ein Psycho. Wenn ich mir selbst begegnen würde, würde ich mir eine zentrieren."

Sozialwissenschaftler Toprak kennt diese Geschichten. "Die benehmen sich dann wie zwei Hähne, die sich in die Augen starren. Der Blick ist eine Herausforderung. Wer zuerst wegguckt, verliert. Und rutscht in der Gruppe nach unten." Es sei harte Arbeit, sie davon abzubringen. Vielen sei aber auch gar nicht klar, wie sie auf andere wirken. Im Training hat Toprak öfter Videos gemacht oder seine Jungs vor einen Spiegel gestellt. "Einer stand dann da und sagte nur: Wer ist dieser Wichser? Dem würde ich auf die Fresse hauen."

Leid tue Milo eigentlich nur seine Mutter, seine "beste Freundin". Sie habe inzwischen einen Haufen Schulden, für das Auto, für die Miete. Er fühle sich schlecht, dass er ihre Probleme nicht lösen kann. Und die Probleme, die er ihr macht? "Ich bin doch der erste, der sich wünscht, ich wär normal im Kopf, wär voll der Streber gewesen und Anwalt oder Pilot geworden."

Milo hatte in seinem Leben schon viele Gegner, die er nicht umboxen konnte. Sein Vater habe gesoffen und seine Mutter geschlagen. Als sie ihn verlassen habe, sei er durchgedreht und wollte sie und ihn überfahren. Ihr Onkel habe sie gerade noch rechtzeitig zur Seite gestoßen. Ein paar Jahre später, da ist Milo 14, sterben seine Tante und seine Cousine, beide an Krebs. Er will alles kaputt hauen, trinkt sich einmal ins Koma. Tabletten und Therapie. Mit 18 schmeißt er die Pillen weg, tauscht Dose gegen Flasche. Am Wochenende drei Flaschen Schnaps, dazu Bier, unter der Woche holt er sich vor der Arbeit gern mal einen Sechserträger von der Tankstelle, der Aldi hat um 6 Uhr noch zu. "Ich weiß, ist scheiße, aber der Alkohol ist Therapie für mich." Angst, wie sein Vater zu werden, habe er nicht. "Wenn der hier wäre, ich würde dem direkt eine schieben."

Evrim und Milo haben eine eigene Geschichte und doch sind sie wie viele ihrer Kumpels. Sie träumen von ihrer eigenen Shisha-Bar oder einer Karriere als Rapper, weniger als Bürokraft oder Handwerker. Sie standen oft am Rand. Nun wollen sie einen AMG-Mercedes. Viele wollen das. Wenige schaffen es. Was sie machen könnten, wollen sie nicht. Und was sie haben wollen, kriegen sie nicht. Zumindest kaum auf legalem Weg.

Evrim und Amir laufen die Königsstraße runter, in den Schaufenstern Uhren von Rolex und Taschen von Prada. "Irgendwann kommen wir mit unseren Freundinnen her, ganz sicher", sagt Evrim. "Entweder schaffen wir es auf die eine Weise, das hoffe ich", sagt er, "oder auf die andere."

Amir rappt von Schlägereien, Schießereien und Kokain im Hausflur. Evrim nickt. "Am Rhythmus musst du noch arbeiten", sagt er, "aber der Text ist baba." Sein Handy klingelt: Es ist Baba. Real talk. Wann kommst du endlich?





ANDREAS HOLZAPFEL & ELIAS HOLZKNECHT

Dem Autoren kam der Fotograf vor wie ein Zauberer, lange bevor er das erst Bild gesehen hatte. Wochenlang hatten die meisten jungen Männer nur mit dem Kopf geschüttelt, wenn er mit ihnen über die Krawalle sprechen wollte. Dann kam der Fotograf dazu, mit seinem dicken Stativ auf dem Rücken. Einige Männer sprangen nun von allein auf. Wenn der Fotograf dann hinter seine ziehharmonika-artige Großformatkamera trat und unter das Verdunkelungstuch schlüpfte, kam manchmal schon der Nächste und wollte ein Bild von "Harry". Reden ist Silber, "Insta" ist Gold.





Fearleader

Drei Männer in petrolblauen Badehosen versinken in einem Meer aus Seerosen. Sie stemmen eine Plexiglasscheibe in die Höhe. Ein junger Mann in einem engen Höschen liegt in Dirty-Dancing-Pose bäuchlings auf der Scheibe. Er nennt sich Andy-Pandy. In seinen Händen schwingen zwei orangefarbene Pompons. Jesusgleich schwebt er über das Wasser.

Der Abend dämmert und graues Licht legt sich über den Seitenarm der Donau. Die Fotografin, die die Szene festhält, stöhnt: "Oida, moacht schneller, …" Dann stürzen alle ins Wasser.

Jedes Jahr veröffentlichen die Fearleader einen Foto-Kalender, den "Fearelli"-Kalender. Vor sieben Jahren gegründet, wollten sie das weibliche Cheerleader-Monopol knacken und treten seither vor allem als Performance-Gruppe in der Halbzeit der Wiener Frauenmannschaft des Roller Derby auf – einer Vollkontaktsportart auf Rollschuhen. Aber die Fearleader, heterosexuelle Männer im Alter zwischen Mitte zwanzig bis Ende dreißig, wollen mehr als unterhalten: Sie wollen das althergebrachte Männerbild auf den Kopf stellen. Dafür setzen sie sich ein z.B. gegen Sexismus, unfaire Bezahlung oder eben Männer wie Strache.

Das diesjährige Kalender-Konzept lautet: "Sexy-Plexi". Die fünfunddreißig Kilo schwere Plexiglasscheibe soll den Corona-Lockdown symbolisieren, als nicht nur in Wien Menschen wochenlang voneinander getrennt waren. Eben jenes Corona-Virus zu verharmlosen, ist großer Bestandteil von Straches Wahlkampf. Pandy, Candy und Romo Erotique leiten das Team. Pandy und Candy heißen beide Andy. "Candy sagt immer, er heiße Candy, weil er so süß ist und ich heiße Pandy, wie ein Panda, weil ich so große Augenringe habe."

Andy-Pandy lehnt die Scheibe an die Säule einer Bushaltestelle. Hauptberuflich ist er Dramaturg, deswegen übernimmt er alle organisatorischen Aufgaben der Fearleader. Wie den Transport einer Plexiglasscheibe durch ganz Wien. Eine Stunde dauerte die Busfahrt mit "der Plexi", wie die Scheibe bereits liebevoll genannt wird, bis an das Donauwasser. Zugegebenermaßen auch, weil Andy-Pandy eine halbe Stunde in die falsche Richtung gefahren ist.

Während der Fahrt zum Donaushooting schweift sein Blick über die Wahlplakate, mit denen die Stadt voll gekleistert ist. Auf einem Plakat der rechtslastigen FPÖ posiert ein Terrorist mit Maschinengewehr neben einem Spruch: "Home sweet Home". Früher schrieb die FPÖ noch Sätze wie "Heimatliebe statt Marrokanerdiebe" oder "Mehr Mut für unser Wienerblut". Die diesjährige Kampagne setzt dieses Mal auf: "Unser Daham". Eine alte Dame klopft während der Fahrt mit der Faust gegen die Plexiglasscheibe: "Ist das eine Art Ganzkörpermaske?"

Kühe und Felder ziehen vorüber. Ruckelnd nähert sich der Bus der Endhaltestelle "Großer Bieberhaufen". Kein einziges Plakat der neuen Strache-Partei ist am Straßenrand zu sehen. Andy-Pandy findet, er bräuchte auch keine: "Strache hat gar kein eigenes Wahlprogramm. Ihm geht es nur um Machterhalt."

Team HC Strache

In einem Wiener Außenbezirk beginnt der Auftakt der "großen HC Strache Comeback-Tour". Comeback bedeutet, dass man wieder dahin möchte, wo man früher einmal war. Das Lotus Center in der Nähe des Gewerbeparks Stadlau ist sehr weit weg von alledem, wo Strache früher einmal war. Eingekeilt am Stadtrand Wiens, zwischen Baumarkt und Tankstellen, beantwortet es stumm die Frage, ob Kosten bei der Standortwahl eine Rolle gespielt haben.

Die neue Strache-Partei hat kein Geld für Reklame, keine Sponsoren. Strache macht aus der Not eine Tugend und gibt damit an, dass er den billigsten Wahlkampf aller Parteien bestreitet. Er will in Eckkneipen auftreten, vor Imbissstuben, Discountern und auf Marktplätzen. "Wir sind eine neue Partei, deswegen passt auch diese neue Location ganz gut zu uns", erklärt sein PR-Manager zu Beginn die etwas ungewöhnliche Standort-Wahl.

Knapp 16 Monate sind seit dem Ibiza-Video verstrichen, das ihn den Posten als Vize-Kanzler von Österreich gekostet hat. Jetzt tragen ihn laute "HC, HC"-Sprechchöre auf die Bühne: glänzende Schuhe, schwarzes Jacket und ein etwas zu charmantes Lächeln. An diesem Abend startet er das große Comeback poetisch: "Was tut den Mächtigen am meisten weh? Eine Stimme für HC." Strache wirkt auf der Bühne wie ein Start-Up, nur ohne neue Idee. Die Partei "Team HC Strache" gibt es erst seit wenigen Monaten. Zum ersten Mal stehen in Wien zwei rechtspopulistische Parteien, mit den gleichen politischen Zielen zur Auswahl: die FPÖ, Straches alte Partei, die ihn nach dem Ibiza-Skandal fallen ließ und die neue Strache-Partei.

Wenn Strache spricht, sagt er "Ibisa". Die Themen überraschen wenig: FPÖ: "Ich bin kein Täter, sondern Opfer." Zu Corona: "Wir sind keine Corona-Leugner, aber..." Und Ibisa: "Es hat sich gezeigt: Selbst im besoffenen Zustand bin ich weder käuflich noch korrupt."

Mit breiter Brust wagt der gescheiterte Rechtspopulist den Neustart. Vier Wochen wird sein Wahlkampf dauern. Das selbstgesteckte Ziel: Bürgermeister von Wien werden.

Fearleader

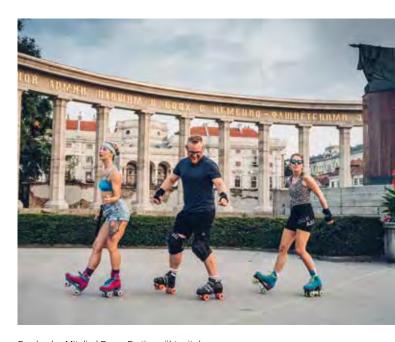
Die Fearleader sind links. Strache ist rechts. Der Ibiza-Skandal, der den Ex-Vizekanzler zum Rücktritt zwang, lieferte bereits die perfekte Vorlage für den Kalender 2018 "Dirty Deals" – schmutzige Geschäfte. Andy-Pandy zwinkert: "Strache hat uns die Vorlage für den meistgeteilten Post geliefert, als er versuchte, die Krone-Zeitung an eine vermeintliche russische Oligarchenfamilie zu verkaufen." Auf Facebook stellten die Fearleader die Ibiza-Szene noch einmal nach.

Inzwischen ist es dunkel geworden an der Donau. Beim letzten Donaushooting, als alle im Wasser plantschten, rückten zwei Polizisten an, weil Anwohner vermutet hatten, es werde ein Schwulenporno gedreht. "Schwul" bekommen die Fearleader am häufigsten zu hören.

Was schwul genannt wird, ist politisch gemeint: den Fearleadern gehe es darum, Geschlechtersterotypen zu brechen. Viele von ihnen seien Familienväter. "Männer, die lasziv in Höschen tanzen, lösen im ersten Moment schon sehr oft Ablehnung aus."



Ex-Vizekanzler Heinz-Christian Strache trifft sein Wahlpublikum vor allem an abgelegenen Orten. Sein Wahlkampfbudget lässt nicht mehr zu.



Fearleader-Mitglied Romo Erotique übt mit den Spielerinnen der Roller Derby Mannschaft Vienna. Er trainiert in der Anfänger-Klasse.



Strache begrüßt jeden einzelnen Wähler mit einem persönlichen Faustschlag. Das Motto der Veranstaltung: "Corona-Rache mit HC Strache."

Andy-Pandy runzelt die Stirn. "Unter einem unserer Artikel hat einmal jemand den Begriff "Soy Boys" gepostet. Wir mussten dann erst einmal googeln, bis wir rausgefunden haben, was er meinte."

Er lacht: "Soja Jungs."

Team HC Strache

Der abwertende Begriff meist aus der rechten Szene meint Männer, die sich vegetarisch oder vegan ernähren. Die Pflanze enthält viele Östrogene, was manche folgern lässt, Soja würde Männer entmännlichen. Die negative Haltung Straches zu Schwulen und Lesben ist kein Geheimnis: schon in seiner Zeit als FPÖ-Chef bezeichnete er Homosexualität als Krankheit und in dem ungeschnittenen Ibiza-Video kommentiert er stolz: "Niemand hier mag Homosexuelle".

Heinz-Christian Strache verlässt nach eineinhalb Stunden unter großem Applaus die Bühne. Das Lotus Center, einst ein China-Restaurant, jetzt gern gebucht für jugoslawische Hochzeiten, verfällt wieder in Lethargie. Der nächste Auftritt soll dann in einer italienischen Pizzeria stattfinden.

Fearleader

"Wenn ihr meinen Namen aufschreibt, machts statt nem Punkt a Herzl." Romo Erotique zwinkert. Roter Bart, runder Bauch, vergnügte Augen. "Andy-Pandy hat euch bestimmt gesagt, uns würde es seit sieben Jahren geben. Ehrlich gesagt, sagen wir das seit Jahren." Er grinst. "Es ist wie bei den Simpsons, wir bleiben immer gleich alt."

Romo Erotique ist als Abgeordneter bei den Grünen aktiv. Sein Lieblingsthema sind Wiens öffentliche Toiletten. Die wären nämlich viel zu teuer. Zwei kostenlose Toiletten konnte er in seiner politischen Karriere schon umsetzen, erzählt er. Jetzt müsse er aber los, da gleich das Cover-Shooting für den Kalender in einer Turnhalle starten würde.

Kurze Zeit später presst Romo seinen Hintern an eine Plexiglasscheibe. "So und jetzt nebelts bitte." Drei Spielerinnen der Roller Derby Mannschaft verschwinden mit Romo in Kunstnebelschwaden. Andy-Pandy hat seine Hosenträger vergessen. Ottakringer in Dosen und Manner-Waffeln werden gereicht. Der Fotograf ruft durch den Raum: "Rauchmelder ist aus?" "Noin." "Macht mal was mit den Bommeln." Dann wird kurz unterbrochen – der Feuermelder schlägt Alarm. Andy-Pandy findet derweil Ersatz-Hosenträger, dann geht es weiter.

Die Spielerinnen der Roller Derby Mannschaft stehen im Vordergrund und stoßen brutal mit den Schultern gegeneinander. "A Spur weniger", ruft der Fotograf. Die Spielerinnen tragen Kampfnamen wie Wargina, Blockomotive oder Yorkshire Terror. Strache nennt Frauen meist Hasl. Romo Erotique schleckt derweil lasziv mit der Zunge über die Scheibe. "Urcool", ruft der Fotograf und "Leiwand, Leiwand, Leiwand", was übersetzt ungefähr so viel heißt wie "geil".

Romo Erotique pfeift auch als Schiedsrichter und trainiert regelmäßig in der Roller Derby Anfängerklasse. Ihm ist es wichtig, Kontakt zu der Mannschaft zu halten. Denn eins wollen die Fearleader angeblich verhindern – bekannter zu werden, als die Frauenmannschaft, die sie unterstützen. Ein Problem gibt es nämlich

20 GO #15.2020











schon: Wird über die Fearleader berichtet, landen die Artikel im Sportteil, schreibt man über die Roller Derby Frauen, erscheinen die Texte in den Lifestyle-Seiten.

Team HC-Strache

"Willst du eine Wohnung haben, musst du nur ein Kopftuch tragen." Strache beginnt die Veranstaltung wie immer mit einem Reim. Früher war er einmal Vizekanzler. Jetzt lehnt er leger an einem Pizzaofen. Es ist die nächste Station in der zweiten Woche der großen Comeback-Tour. In der Pizzeria Casa D'Oro spielt der gebuchte Music Man bereits seinen achten Schlager.

"Alles wird gut" dröhnt durch den Raum. Kauend blickt das kleine Grüppchen zu Strache, der um sein politisches Überleben ringt.

Straches Wählerschaft ist weiß und über 50. Sie tragen Fan-Shirts, blaue Kappen, wippen zur Musik. Viele haben Sonnenbrillen auf, auch in der Pizzeria. Strache wählt man in der Wahlkabine – nicht öffentlich. Er selbst hat es während des Wahlkampfes einmal so formuliert: "Mit dem Unterstützen von HC Strache ist es wie mit dem Onanieren. Es fällt halt schwer, das zuzugeben."

Fearleader

Wenige Bezirke entfernt schrubben orangefarbene Pompons durch die Luft. Acht Männer performen auf der Bühne eine erotische Autowaschanlage. Zwei junge Typen verlassen pikiert den Zuschauerbereich. Die Sonne scheint kühl auf die rosa Transparente der "Frauen Arbeiterkammer" in Meidling. Drei Tage lang diskutierten sie in dem heruntergerockten Wiener Arbeiterbezirk über Frauenrechte im Beruf. Der Auftritt der Fearleader ist der Abschluss des Festivals – und ihr erster Auftritt, mit Schutzmaske, seit dem Lockdown.

Andy-Pandy wischt sich den Schweiß von der Stirn: "Männer, die in engen Hosen tanzen, passen nicht ins System. Ich habe darüber nachgedacht, ob nicht auch Strache ein Fremdkörper in unserer Gesellschaft ist, den die Politik nun versucht hat abzustoßen." Denn auch Strache wirke häufig fehl am Platz.

Den Fearleadern hingegen gehe es darum, das Fremde zu betonen. "Wir ziehen unserer Kostüme an und knallen raus. Der Unterschied von uns zu Strache ist: Wir machen uns mit Absicht zu Fremdkörpern."

Tatsächlich erscheint Strache zwischen seiner Wählerschaft mit Fluppe, Rollstuhl und Goldkettchen als jemand, in Anzug und Hemd, der nur aus Versehen an diesem Ort gelandet ist.

Team HC-Strache

"Haben Sie Lust auf ein Event?" Das Empfangskomitee besteht aus zwei Frauen in weißen Strache-Shirts. Sie stehen am frühen Abend vor einem Café in einem Wiener Vorort und versuchen, Passanten zu einer Veranstaltung mit Strache anzulocken. Das Motto lautet, wie immer gereimt: "Corona-Rache – mit HC Strache." Alles soll familienfreundlich wirken. Zwei kleine Mädchen in weißen Kleidern sprühen auf Wunsch Desinfektionsmittel auf die Hände. Doch obwohl jeder Besucher einen Gutschein für einen Teller Gulasch erhält, bleibt der Zustrom spärlich.



in seinem Wiener Wohnzimmer.

"Ausländische Journalisten der Süddeutschen Zeitung haben Lügen zusammengeschnitten, um mich zu stürzen. Ich bin hingefallen, aber dank euch wieder aufgestanden."

Der Pressesprecher hat für die leeren Stühle eine eigene Erklärung: "Glauben Sie nur nicht, dass der Zuspruch gesunken ist. Wir haben mit Absicht nur wenige eingeladen, weil wir Angst vor einer Veranstaltung mit zu vielen Gästen hatten."

Die Infektionszahlen in Wien steigen wieder rapide an. Noch am gleichen Tag wird Wien von Deutschland zum Risikogebiet erklärt. Küsschen links, Küsschen rechts ist an diesem Tag mehr als eine Begrüßung, es ist ein Aufnahmeprozess, ein Initiierungsritual. Die anwesenden Journalisten outen sich sofort durch das Tragen einer Schutzmaske.

Zwei Bodyguards platzieren sich gut sichtbar im Raum.

Im Hintergrund beginnt wieder der Music Man mit Straches Einzugsmarsch. Strache kommt herein, wie immer weißes Hemd, schwarzes Sakko, im Blick aber langsam etwas Gehetztes. Er begrüßt jeden einzelnen im Café mit einem persönlichen Faustschlag. Kaum jemand trägt Maske. Ein älterer Mann versucht Strache die Hand zu schütteln, Hand und Faust umschließen sich. Strache zuckt zurück.

Er beginnt mit einem Best-of seines Lieblingsthemas: "Die Influenza gibt's auch und sie wird nicht als Pandemie bezeichnet." Der Kellner stellt das Gulasch auf den Tisch. Fleischklumpen dümpeln in brauner Soße vor sich hin. Auch eine kleine Warnung schwingt mit: "Heute sind wieder Journalisten unter uns, hoffen wir, dass sie auch objektiv berichten." An diesem Tag wurden die Ermittlungen zum Ibiza-Video eingestellt: "Ausländische Journalisten der Süddeutschen Zeitung, die Lügen zusammengeschnitten haben, um mich zu stürzen. Ich bin hingefallen, aber dank euch wieder aufgestanden."

Strache trägt eine Brojanica am Handgelenk - ein serbisches Armband. Ein Ausdruck seiner proserbischen Haltung. Er bewundert einige der nationalkonservativen Politiker Osteuropas. Gerne wäre er für Österreich das, was Viktor Orbán für Ungarn ist. Orbán, der die Flüchtlingskrise in die Hand nehme und dem man guten Gewissens die Grenzsicherungen überlassen könne.

Am Rand der Bühne spricht ihn eine russische Frau an, sie lebt gerade in einem Frauenhaus und bittet Strache um Hilfe bei der Wohnungssuche. Er hört ihr zu und holt schließlich einen Bodyguard dazu, der fließend russisch spricht.

Fearleader

Zwei Fearleader spitzen die Lippen zum Kuss. "I want sexual healing..." Ihre Zungen scheitern an der Plexiglasscheibe, die zwischen ihnen steht. "Oh Baby, when I get that feeling..." Das letzte Shooting heißt "Schmusen im Bett". Es soll daran erinnern, wie schwer das Singledasein während des Lockdowns war. Andy-Pandy bezeichnet das Bett als Pornobett. Schließlich steht es in seinem Schlafzimmer. Auf seinem Nachttisch liegt Benedict Wells Roman "Die Wahrheit über das Lügen".

Team HC-Strache

Die Wahl ist gelaufen, nicht gut gelaufen für Strache. Sein Wahlkampfsong "HC is back" lag falsch. Der Ex-Vizekanzler scheiterte an der Fünf-Prozent-Hürde. HC is not back. Sein Team will trotzdem bei der nächsten Wahl in Oberösterreich antreten – dann ohne Strache. Der will künftig kein Mandat mehr annehmen, gibt er bekannt: "Ich bleibe natürlich ein politischer Mensch, werde aber sicher nicht Bezirksrat." Strache hat andere Pläne: Im Ibiza-Video bezeichnete er Journalisten noch als "die größten Huren auf diesem Planeten" – jetzt will er selbst ein Magazin gründen.

Fearleader

Andy-Pandy, der zu Beginn wie Jesus über das Wasser schwebte, trägt die Plexiglasscheibe aus dem Schlafzimmer. Jesus war vielleicht der erste Mann, der sich von dem, was man als klassische Männlichkeit bezeichnet, befreit hat. Er kam, um eine Liebesbotschaft zu überbringen – und wurde hingerichtet. Die Fearleader wird es auch noch in Zukunft geben.





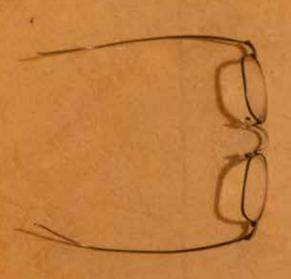
AMONTE SCHRÖDER-JÜRSS & MARTIN STEGER
Den in der Reportage erwähnten Feueralarm haben wir versehentlich selbst ausgelöst. Deswegen möchten wir diese Stelle nutzen,
unserer Schulleitung die entstandenen 180 € Kosten für den Polizeieinsatz zu beichten.



Erstes Training nach dem Lockdown: Pompons hoch und wedeln. "Wir machen uns zu Fremdkörpern", sagen die Fearleader.



Hinter bewaldeten Hügeln, wo Krähen krächzen und Fachkräfte fehlen, liegt der Landkreis Höxter. Hier, mitten in der ostwestfälischen Provinz, probieren Menschen ein neues Wirtschaftsmodell aus: die Gemeinwohlökonomie. Über den Versuch, eine Utopie Wirklichkeit werden zu lassen.



HÖXTER HAS ARFIN

TEXT: JANINA MARTENS FOTOS: SHIRIN ABEDI





Christian Felber will dicke Bretter bohren. Der Begründer der Gemeinwohlökonomie aus Wien wirbt weltweit für seine Idee.

DIE ERWECKUNG

Manchmal beginnt die Revolution mit einem Buch. Dünn ist es und hat einen gelben Einband. Anfang 2017 spaziert der Apotheker Albrecht Binder, das schmale Buch unterm Arm, ins Rathaus von Steinheim, um dem Bürgermeister und dem Wirtschaftsförderer davon zu erzählen.

So beginnt es.

Albrecht Binder hat das Buch einige Monate zuvor von seiner Tochter zum 55. Geburtstag geschenkt bekommen. "Gemeinwohlökonomie" heißt es, und der österreichische Autor Christian Felber stellt darin sein "Wirtschaftsmodell der Zukunft" vor: Nicht mehr der Profit solle das Wichtigste sein, sondern das Wohlergehen aller. Eine ethische Marktwirtschaft, Kooperation statt Wettbewerb, Nachhaltigkeit statt Ausbeutung. Ein Modell, das weder Kapitalismus noch Sozialismus sein will – und eine bessere Welt verspricht.

Die Idee klingt gut, doch ist die Welt, ist Ostwestfalen dafür bereit? Albrecht Binder jedenfalls ist es. "Meine Frau und ich waren geflasht. Das ist genau das, was uns gefehlt hat", sagt Binder. Er ist Apotheker in Steinheim, einem verschlafenen Städtchen im Kreis Höxter, einer dünn besiedelten Region im Weserbergland.

In Binders St. Rochus-Apotheke steht Biomilch auf dem Tisch und an der Wand hängt ein pinkfarbenes Plakat mit Buddha in vier Positionen "für einen relaxten Apotheken-Alltag". Im Minutentakt klingelt das Telefon oder Kunden kommen herein. Um Binder herum reges Treiben in weißen Kitteln, doch er ist die Ruhe selbst, gerade erklärt er einer Frau am Telefon geduldig die ordnungsgemäße Einnahme von Vitamin C.

Binder ist niemand, der auf die Barrikaden geht. Er ist 59 Jahre alt, trägt eine schlichte Brille, seine Halbglatze glänzt im kalten Apothekenlicht. Binder singt im Chor und hat vier erwachsene Kinder. Er will eine bessere Welt, aber keinen Umsturz, sondern einen "Wandel mit System". Ja, es müsse sich etwas ändern, findet er, und das gehe nur, wenn Menschen neue Ideen haben – und sie auch umsetzen.

Nur sieben Monate, nachdem er Christian Felbers Buch gelesen hat, legt er die erste "Gemeinwohlbilanz" für seine Apotheke und die damals dazugehörigen drei Filialen vor. Die Bilanz ist das zentrale Instrument der neuen Wirtschaftsordnung. Unternehmer beantworten darin Fragen wie: Sind Firmengelder bei einer Ethikbank angelegt? Wie umweltfreundlich fahren die Angestellten zur Arbeit? Unternehmerisches Handeln wird hier nicht an Umsatz und Gewinn gemessen, sondern an den Kriterien Menschenwürde, Solidarität und Gerechtigkeit, Transparenz und Mitbestimmung sowie Nachhaltigkeit. Am Ende prüft ein Auditor den Bericht und vergibt Punkte.

Binders Apotheke bekommt 439 Punkte – auf einer Skala, die bei minus 3600 beginnt und bei 1000 endet. Ein annehmbares Ergebnis. Binder macht schon einiges richtig: Er hat ein Elektrofahrrad für Botenfahrten, beschäftigt keine Zeitarbeiter, im Drucker liegt Recycling-Papier, bei der Weihnachtsfeier essen seine Mitarbeiter vegetarisch. Doch Binder will noch besser werden, noch ökologischer und sozialer wirtschaften, noch mehr Gemeinwohlpunkte bekommen. Also least er fünf Job-Räder, erstellt eine CO₂-Bilanz, steckt überschüssigen Gewinn nicht in die eigene Tasche, sondern spendet einen Teil und zahlt den Rest an seine Belegschaft aus.

Es sind kleine Schritte eines einzelnen Geschäftsmannes, zunächst nicht mehr als eine private Revolution, wenig berichtenswert. Doch Binder trägt die Vision weiter – zu Freunden, Geschäftsleuten, zum Bürgermeister. Einige machen mit. Die Stadtverwaltung, zwei Steinheimer Unternehmen, drei Firmen im Landkreis, zwei weitere Kommunen, und es werden immer mehr. Plötzlich scheint ein Wandel möglich. Ausgerechnet hier, in der ostwestfälischen Provinz.

30 GO #15.2020

DIE EINÖDE

Steinheim ist eine unscheinbare Kleinstadt im oberen Weserbergland, 35 Kilometer nordöstlich von Paderborn. Rund 12.600 Menschen leben hier, in den vergangenen zehn Jahren ist der Ort um gut 600 Einwohner geschrumpft. Die Alten sterben, die Jungen gehen weg. In Steinheim regiert die CDU, es gibt einen Bahnhof, zwei Hotels, in der Innenstadt stehen viele Geschäfte leer.

Einst war Steinheim eine Hochburg der Möbelindustrie, mit zwölf Fabriken und rund 50 kleineren Manufakturen. Doch Ende der 70er Jahre begann es zu kriseln und spätestens mit dem Mauerfall erreichte die Globalisierung auch Ostwestfalen. Statt Stilmöbeln aus Steinheim kaufte man Billigmöbel aus Bratislava. Rund tausend Arbeitsplätze gingen verloren. Aus der Fabrik Günther wurde ein Möbelmuseum, aus Schieder-Möbel ein Logistikzentrum.

Auch die anderen Orte im Kreis Höxter straucheln. Die Arbeitslosenquote im Landkreis liegt bei niedrigen 4,3 Prozent, aber alle hier kämpfen mit Landflucht, Fachkräftemangel und Überalterung. Wäre die Gemeinwohlökonomie eine Lösung? Ein Kraftakt, mit dem man sich münchhausenmäßig am eigenen Schopf aus der Misere herausziehen kann?

Apotheker Binder jedenfalls denkt von Beginn an groß und trägt die Idee über die Stadtgrenzen hinaus. Ende 2017 gründet er gemeinsam mit anderen die Stiftung Gemeinwohl-Ökonomie NRW. Zwölf Monate später bekommen sie von Land und EU fast 130.000 Euro Fördermittel und starten das Projekt "Gemeinwohlregion Kreis Höxter".

Ginge es nach Gemeinwohlökonomie-Begründer Christian Felber, sollen eines Tages alle Firmen eine Gemeinwohlbilanz erstellen. Unternehmen mit einem guten Score sollen nicht nur von Verbrauchern, sondern auch vom Staat bevorzugt werden, etwa Fördergelder erhalten oder einen niedrigeren Gewinnsteuersatz zahlen. Noch ist das eine Utopie.

Ist es nicht schon zu spät, das Ruder herumzureißen? "Wie soll doch Luther gesagt haben?", entgegnet Binder, "Wenn ich wüsste, dass morgen die Welt unterginge, würde ich heute noch ein Apfelbäumchen pflanzen." Er lächelt weise, wirkt entschlossen. Ein Don Quijote aus Steinheim, der gegen Windmühlen kämpft? Oder ein westfälischer Gandhi, der weiß, dass nichts so mächtig ist wie eine Idee, deren Zeit gekommen ist?



Die Kleinstadt Steinheim in Ostwestfalen hat ein typisches Provinz-Profil: CDUregiert, Karnevalshochburg, überaltert.

DER FREUDENTAG

Mittwoch, 2. September 2020, Stadthalle Steinheim. Ein großer Tag für Binder, an diesem Tag erntet er die Früchte von vier Jahren Arbeit. Christian Felber, Publizist und Profitänzer, Gründungsmitglied von Attac Österreich und Begründer der Gemeinwohlbewegung, ist angereist und wird Steinheim zur "ersten zertifizierten, gemeinwohlbilanzierenden Stadt Deutschlands" erklären.

Binder ist in grauem Jackett und Trekkingsandalen gekommen, plaudert mit Politikern in Anzug und Krawatte, in der Hand ein Glas gemeinwohlzertifiziertes Graf-Metternich-Mineralwasser aus der Region.

Da kommt Felber herein und für einen Moment scheint es, als schwebe er. Felber, 47 Jahre alt, kantiges Gesicht mit Dreitagebart, betritt die Halle gemessenen Schrittes. Er trägt Freizeitsakko, Hemd und über der Schulter einen Rucksack der Marke Vaude, einem der Vorzeigeunternehmen, mit 631 Gemeinwohlpunkten.

"Schön, wieder hier zu sein", grüßt Christian Felber einen der Beamten am Eingang. Drei Jahre zuvor bekam Felber von der Stadt eine "Querdenker"-Medaille, und



Beginnt hier die Zukunft? Steinheim ist die erste Kommune mit Gemeinwohl-Zertifikat. Beim Festakt in der Stadthalle überreicht Christian Felber (I.) dem Stadtkämmerer die Urkunde.

ließ sich danach in der Kneipe vom CDU-Bürgermeister versprechen, dass Steinheim sich auf den Weg machen werde. Der hielt Wort. Zwei Nachbargemeinden, Brakel und Willebadessen, zogen nach und werden demnächst ebenfalls ihr Gemeinwohlzertifikat erhalten.

Man nimmt Platz, Christian Felber sitzt vorn. Der Bürgermeister hat eine Lebensmittelvergiftung, der Kämmerer vertritt ihn und verliert sich im Redemanuskript. Vier Musikschüler tröten Elton Johns "Can you feel the love tonight?", ein Mädchen am Keyboard verspielt sich hoffnungslos. Tröstender Beifall.

Felber betritt die Bühne. Von "Turbokapitalismus" redet er und vom "Ökozid", er wettert: "Wir betreiben eine asoziale Marktwirtschaft!" Und holt aus: Gegründet vor zehn Jahren, habe seine Bewegung heute Anhänger in 35 Staaten, 3000 Unternehmen unterstützten sie, der Europäische Wirtschafts- und Sozialausschuss befürworte das Modell, ehrenamtliche Regionalgruppen trügen es in die Gemeinden.

Und nun – "ein Hattrick im Kreis Höxter!", jubelt Felber, – drei Gemeinwohlkommunen auf einmal, er tritt vor das Rednerpult und schlägt vor Freude zwei Räder. Sein Jackett flattert. Normalerweise macht Felber bei seinen Vorträgen einen Kopfstand – um zu veranschaulichen, dass das Wirtschaftssystem seiner Ansicht nach verkehrt gepolt ist. Zurück am Rednerpult, hebt er ab zu einem Lobgesang auf die Familie Binder: Die Apotheke sei das "historische Epizentrum" der Bewegung in Steinheim.

Es folgt: eine Podiumsrunde. "Der Aufwand für die Bilanz war enorm", erklärt der Klimaschutzbeauftragte der Stadt Steinheim, "aber er lohnt sich." Der Kämmerer sagt nüchtern: "Es ging nicht nur um harte Zahlen. Ein kleiner Schock für mich." Der Wirtschaftsförderer begeistert sich: "Man muss Barrieren überwinden und Zäune einreißen."

Der Auditor, der Steinheim drei Tage lang "auf Herz und Nieren geprüft" hat, wird per Video aus Südtirol zugeschaltet und berichtet von guten Radwegen und mangelnder Innenstadtattraktivität. 423 von 1000 möglichen Punkten hat er Steinheim gegeben, mit am schlechtesten schnitt der Bereich E 5 ab, "Gesellschaftliche Transparenz und Mitbestimmung", unter anderem weil der letzte Bürgerentscheid zwei Jahrzehnte her ist. Der Bereich C 4 brachte hingegen viele Punkte ein: "Gerechte Einkommensverteilung". Denn der Bürgermeister verdient laut Auditor nur knapp fünfmal so viel wie die Haushaltshilfe im Kindergarten – das ist ein guter Wert.

"Daran sollten sich die großen Player ein Beispiel nehmen", wird Christian Felber später sagen. "Warum muss Wendelin Wiedeking bei Porsche 8000-mal so viel verdienen wie seine Reinigungskraft, wenn Bürgermeister Torke in Steinheim mit dem 4,8-fachen Gehalt der Haushaltshilfe eine wunderbare Leistung erbringen kann?"

Der Höhepunkt des Festaktes: Der Stadtkämmerer und Christian Felber betreten die Bühne, Felber trägt das gerahmte Gemeinwohlzertifikat, überreicht es dem Kämmerer. Die Lokaljournalisten blitzen, was das Zeug hält, die beiden lächeln statisch, Applaus, Applaus, Binders Stiftungsleute knipsen mit dem Handy.



Im Kreis Höxter gibt es viel Leerstand. Die Gemeinwohlreferenten Christian Einsiedel (r.) und sein Kollege wollen den Landkreis beleben.

Der Apotheker weiß, wie seine Mitarbeitenden zur Arbeit kommen, wer Diesel und Benziner fährt, wer Vegetarier ist und wer nicht. Der Festakt endet mit vegetarischen Häppchen. Aber die Arbeit beginnt erst. Das sieht man im 166 Seiten langen Gemeinwohlbericht der Stadtverwaltung. 423 Punkte, da geht mehr, nun müssen sie ran: Dafür sorgen, dass mehr Verwaltungsangestellte Rad fahren, die Leuchtstoffröhren durch LED-Lampen ersetzen, die Haushaltsplanung transparenter machen, das Eichensterben im Ort stoppen.

DER PIONIER

Apotheker Binder ist schon weiter. Bei ihm ist aus Theorie längst Praxis geworden. Biomilch, Yogaraum, Job-Räder – hat seine Apotheke alles. Nun sitzt er mit seiner Frau im Besprechungsraum, Laptop vor der Nase, Papiere auf dem Tisch. In einer Ecke des Raums steht ein Wägelchen mit einer Klangschale und Sanduhren. Binder: "Das ist auch unser Meditationsraum." Die beiden arbeiten an der nächsten Gemeinwohlbilanz – es ist ihre dritte seit 2016.

Da ist zum Beispiel der Punkt "C3 – Förderung des ökologischen Verhaltens der Mitarbeitenden". Die neue Mitarbeiterin, ihr Arbeitsweg bereitet Binder Kopfzerbrechen: "Alexa fährt grundsätzlich mit dem Auto. Das würde ich gerne mit ihr diskutieren." Alexa wohnt in Elsen, knapp 40 Kilometer entfernt. Binder will ihr vorschlagen, mit dem Rad oder Auto nach Paderborn zu fahren, von dort mit der Bahn nach Steinheim zu kommen, und dann zu Fuß zur Apotheke zu gehen; er würde den Weg als Arbeitszeit anrechnen, "vielleicht kann sie unterwegs schon was tun."

Eigentlich eine gute Idee. Aber zugleich auch eine starke Einflussnahme. Plötzlich greift er als Chef in private Entscheidungen seiner Mitarbeitenden ein. Er weiß, wie sie zur Arbeit kommen, wer Diesel und wer Benziner fährt, wer Vegetarier ist und wer nicht. Binder sagt,







Albrecht Binder will in seiner Apotheke alles richtig machen: kundenorientiert, ökologisch und sozial wirtschaften. Doch er stößt an Grenzen.

er wolle Vorbild sein, Anreize schaffen, ohne seine Mitarbeitenden zu bevormunden. Ein schmaler Grat, Binder weiß es: "Wir nehmen Einfluss, wo es in unserem Bereich liegt, und geben Impulse. Mehr geht nicht."

DER MISSIONAR UND DER BEKEHRTE

Gemeinwohltour durch den Landkreis Höxter. Aus dem Autofenster sieht die Gegend idyllisch aus, so, wie man sich den Kreis mit der niedrigsten Bevölkerungsdichte in Nordrhein-Westfalen vorstellt: Bewaldete Hügel, weit auseinanderliegende Dörfer, putzige Kirchen, niedliches Fachwerk. Auf weiten Feldern hocken Krähen.

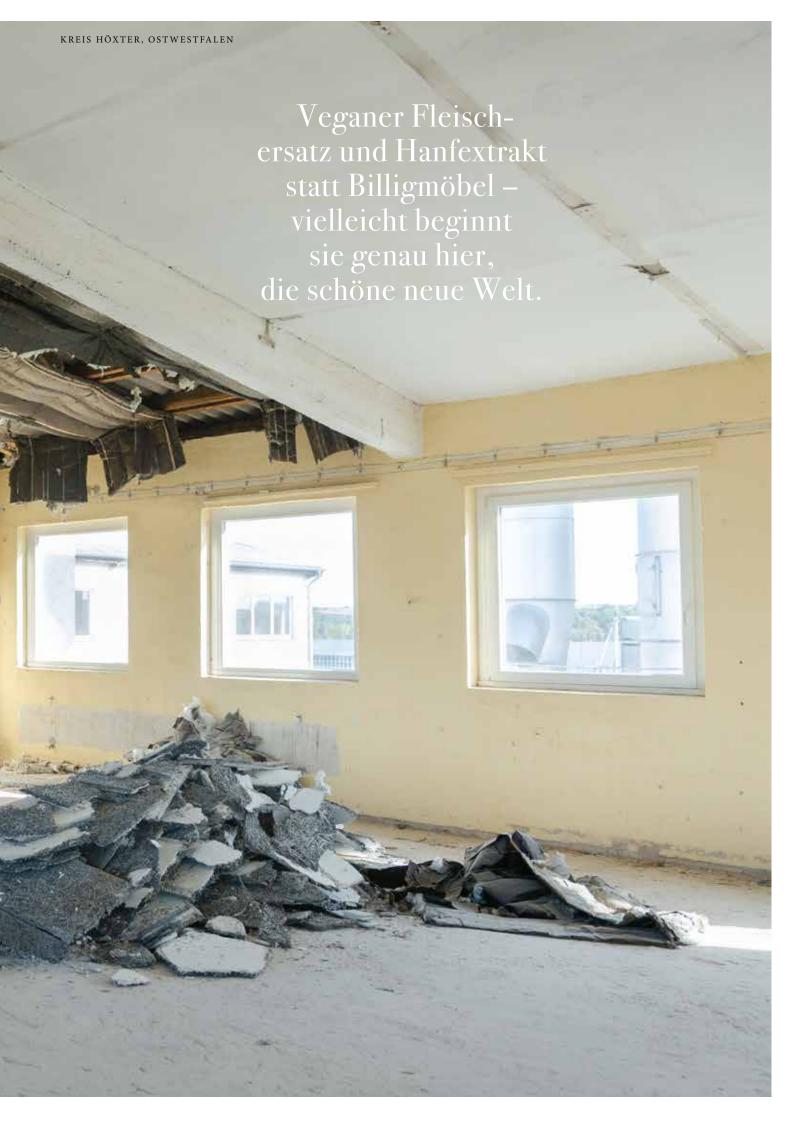
Am Steuer sitzt Christian Einsiedel, 44 Jahre alt, Bildungsreferent bei Binders Gemeinwohlstiftung. Einsiedel und ein Kollege teilen sich die Vollzeitstelle aus EU-Mitteln. Ihre Mission: Von der Gemeinwohlregion Höxter künden, wo immer es geht. Und so predigen sie auf Bauernmärkten, überbringen Bürgermeistern die frohe Kunde, bauen ihren Stand auf Biomessen auf – und betreuen Journalisten. Jede Mail beantwortet Christian Einsiedel so pünktlich wie ausführlich, und sei es um Mitternacht.

Am Freitagmorgen um 9 Uhr ist er zur Stelle, bedankt sich mit einem höflichen Namasté – dem Yoga-Gruß, die Handflächen vor der Brust aneinandergelegt – fürs Kommen. Los geht es, im Erdgas-Auto auf kurvenreichen Landstraßen.

Die Gegend sei "flächenstark", kommentiert Einsiedel die Einöde und muss selbst lachen. Er stammt aus Mainz, hat lange in München und Hamburg eine Musikakademie geleitet und kam nach Ostwestfalen, um ein Jahr lang Yoga in Bad Meinberg zu machen, im angeblich größten Meditationszentrum Europas.

Erste Station der Tour: Der scheidende CDU-Bürgermeister von Willebadessen. Einsiedel kündigt ihn an als eloquenten Elder Statesman, und das passt: Hans Hermann Bluhm, 61 Jahre alt, 16 davon lang im Amt, sandbrauner Anzug, Brille und Schnauzbart, schenkt mit ruhiger Hand Teewasser ein, nimmt gelassen am Tisch in seinem Büro Platz, lächelt staatsmännisch.







Jerome Major, Geschäftsführer der Lebenshilfe Brakel, findet die Gemeinwohlökonomie etwas schräg, will aber auch davon profitieren.

"Eine Gemeinwohlbilanz muss sich auch für Atomkraftwerkbetreiber lohnen."



Der Kreis Höxter besteht aus zehn Städten und 116 Dörfern. Er ist der am dünnsten besiedelte Landkreis in Nordrhein-Westfalen.

An der Wand hängt ein großformatiges Gemälde. "Autolack auf Aluminium. Das ist unverwüstlich", sagt Bluhm stolz, "Klopfen Sie mal dagegen." Überhaupt kann er sich für alles begeistern, was mit Fahrzeugen zu tun hat. Sein Vater war Autoschlosser, und wenn er von seinem ersten Auto erzählt, einem Mini Cooper mit 75 PS, strahlt er.

Und dieser Bürgermeister hat sich kurz vor seiner Rente überzeugen lassen, mit seiner Kommune eine Gemeinwohlbilanz zu erstellen? Ja, hat er. Im November 2020 wird Christian Felber das Zertifikat überreichen.

"Anfangs war ich skeptisch", sagt Bluhm, "Ich dachte: Das klingt nach Gedanken von Marx und Engels, die da neu verarbeitet werden. Und wir sind hier in einer konservativen Gegend. Das kriege ich nie durch."

Er hörte auf einer Bürgermeisterkonferenz im März 2019 davon, las Felbers Buch und drückte ihm den Stempel "Sozialismus" auf. Doch dann traf er Einsiedel und dessen Kollegen erneut und merkte rasch, dass ein Imagegewinn für seine Stadt winkte. "Der Marketing-Aspekt war erst mal vorrangig, gebe ich zu." Hinzu kam, dass die Bilanz helfen könne, die Verwaltung zu modernisieren: Erkennen, was nicht läuft und es gezielt anpacken.

Heute steht auf Bluhms Büroschrank ein Porträt von ihm selbst, kopfüber eingerahmt, dazu der Spruch: "Für die Bürger auch mal einen Kopfstand wagen." Inzwischen sei er überzeugt von der Vision. So könne es mit der Welt ja nicht weitergehen, er mache sich Sorgen um die Zukunft. Und dann sagt Bluhm einen Satz, der so wenig zu einem autobegeisterten Provinzbürgermeister passt wie eine Dinkelreiswaffel zu Currywurst: "Wenn ich in 200 Jahren wiedergeboren würde und die Gemeinwohlökonomie wäre unser Wirtschaftssystem, wäre meine Freude groß."

Den ganzen Tag dauert die Tour mit Christian Einsiedel, sie führt zur Lebenshilfe in Brakel, zum Yogazentrum in Bad Meinberg, zum Kloster Marienmünster. Zurück in Steinheim faltet Christian Einsiedel die Hände wieder zum Namasté und sagt voll Glut zur Journalistin: "Hier sind so viele spannende Themen – du könntest die neue Gemeinwohl-Reporterin werden."

DIE ABTRÜNNIGEN

Eine Kommune im Kreis Höxter hat dem Projekt eine harsche Absage erteilt: Bad Driburg an der Westgrenze des Kreises, bekannt für sein Heilbad und den Gräflichen Park, hat im Mai 2019 mit großer Mehrheit einen Ratsbeschluss gefasst, sich nicht zu beteiligen.

Vor allem Heinz-Jörg Wiegand ist dafür verantwortlich, er ist Mitarbeiter der Stadt und unter anderem zuständig für Wirtschaftsförderung. Sein Bürgermeister berichtete ihm von der Idee, Wiegand besorgte sich Felbers Buch und recherchierte im Netz. Er fand mehrere kritische Artikel über Felber, den politischen Aktivisten "ohne ökonomische Ausbildung" und befand: eine Gemeinwohlbilanz zu erstellen, sei nicht erfolgversprechend und viel zu zeitaufwändig.

Zumal Bad Driburg ohnehin schon engagiert sei, sagt Wiegand am Telefon, man habe längst eine Klimaschutz-

42 GO #15.2020

Managerin, sei Fair-Trade-Stadt und "Europaaktive Kommune." Wiegand: "Da steckt ja auch überall eine Gemeinwohlorientierung drin. Es ist halt nur nicht explizit ausgewiesen."

Wiegand schrieb eine Beratungsvorlage für den Haupt- und Finanzausschuss sowie den Stadtrat und prangerte darin an: "Insgesamt geht es um nicht weniger als um einen Umbau von Ökonomien wie auch des Finanzsektors und des Rechtssystems." Und weiter: "Die Realitätsnähe des gesamten Modells muss daher hinterfragt werden." Die Vorlage wurde mehrheitlich beschlossen. Seitdem hat Bad Driburg das Projekt zu den Akten gelegt. Wiegand: "Das wird wohl auch nicht mehr aufgegriffen."

DER PROFITEUR

Auch Jerome Major, 38 Jahre alt, sieht die Gemeinwohlökonomie kritisch. Trotzdem ist er dabei. Die erste Gemeinwohlbilanz hat er fast fertig, für sein Unternehmen: die Lebenshilfe in Brakel. Einen Sozialdienstleister, der ambulante Pflege, inklusives Wohnen und Freizeitgruppen anbietet.

Zum Interview sitzt Jerome Major im Konferenzraum, glattrasiert und in perfekt gebügeltem Hemd. Sechs Jahre war er Unternehmensberater bei Ernst & Young in Düsseldorf und New York, ein kalkulierender Manager, kein Idealist. "Klar, wir müssen schon was tun, sonst geht der Planet baden, das sehe ich ein", sagt er flapsig.

Dem Gemeinwohl-Projekt habe er sich mit der Lebenshilfe Brakel nur angeschlossen, "weil es cool und neu ist und gut aussieht." Weil sein Unternehmen davon profitiert. Nicht, weil er an eine neue Wirtschaftsordnung glaubt.

"Die Mitarbeiter müssen zufrieden sein, nur dann machen sie auch gute Arbeit. Also komme ich ihnen entgegen. Ich gebe ihnen ein E-Bike, bezahle ihnen einen Heilpraktiker und höre auf den Betriebsrat", sagt er großspurig. Er findet sich gut, könne aber noch besser werden. Dank der neuen Bilanz fand er beispielsweise heraus, dass sein Unternehmen viel bei Amazon bestellt, von Steckdosen bis WC-Reiniger. "Muss ja nicht sein. Ich gucke jetzt nach regionalen Alternativen."

Doch Christian Felbers Vision teilt Jerome Major nicht. Viele Aspekte des Modells seien "schräg" und schreckten "normale" Unternehmen ab. Dass man sein Geld ausschließlich bei Ethikbanken anlegen solle. Dass Profit keine Rolle mehr spielen dürfe. Dass Unternehmen in den falschen Geschäftsfeldern per se Minuspunkte kassieren. "Eine Gemeinwohlbilanz muss sich auch für, sagen wir, Atomkraftwerkbetreiber lohnen", sagt Major, "Erst dann wird das groß. So bleibt's eine Nische."

DIE NEUE WELT

Pioniergeist und Aufbruch, an einem Ort in Steinheim sind sie mit Händen zu greifen: In der einstigen Möbelfabrik Auf der Frankenburg. Die gehört jetzt der Ge-



meinwohlstiftung und soll ein Zentrum für nachhaltige Start-Ups werden. Zwei werden demnächst einziehen: eines produziert veganen Fleischersatz, das andere medizinischen Cannabis-Extrakt.

Camilla Pfaffhausen und Reinhard Raffenberg von Prima Klima Foods knien auf dem Boden und markieren eine eingelassene Metallschiene. "Die kommt weg", sagt Camilla Pfaffhausen. Sie sieht alles vor sich, kann genau beschreiben, wo die Maschinen stehen werden, wo der Fleischersatz verpackt werden wird. Derzeit stellen sie ihr Proteinprodukt in kleinen Mengen bei sich zu Hause in Detmold her. "Wer weiß, vielleicht ist das hier schon bald zu klein als Produktionsstätte", sagt Reinhard Raffenberg, zeigt in die riesige Halle – und meint das ernst. Die beiden sind optimistisch. Vielleicht größenwahnsinnig. Doch, wie heißt es, nur wer groß denkt, kann auch Großes erreichen.

Vom Kleiderschrank zum Proteinschnitzel, von der Spanplatte zum Hanfextrakt – vielleicht beginnt sie genau hier, die schöne neue Welt, in einer alten Möbelfabrik. Vielleicht nimmt sie von hier aus ihren Lauf, die Revolution, die mit einem Buch begann, das erst einen Apotheker begeisterte und dann immer mehr Menschen, eine Idee, die ausgerechnet im Kreis Höxter auf fruchtbaren Boden fiel und nun wächst. Wie groß kann sie werden?

Höxterfreulich. Die Mitglieder des Konzertchores Vocale treffen sich regelmäßig zum Singen – trotz Abstandsregeln. Auch Apotheker Binder singt mit.



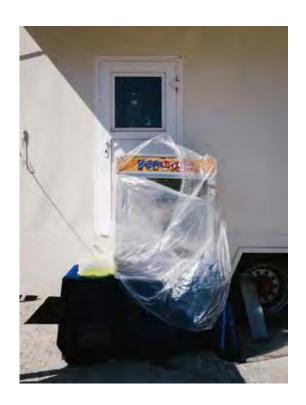


JANINA MARTENS & SHIRIN ABEDI

suchten in Steinheim vergeblich nach sichtbaren Spuren der Gemeinwohlökonomie, auf dem Markt, im Möbelmuseum, in der Bäckerei. Ist hier überhaupt eine Geschichte?, fragten sie sich. Und freuten sich, als sie in der St. Rochus Apotheke auf dem WC kluge Anti-Stress-Sprüche und Recycling-Klopapier vorfanden. "Gemeinwohlökonomie beginnt auf dem Klo", notierte sich die Autorin und die Recherche kam ins Rollen. Die Reportage erscheint fast zeitgleich auch im Magazin "brand eins".



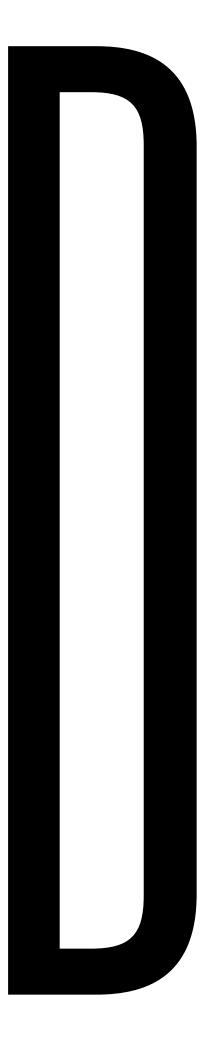
Die letzte Barelli



Er gehörte zu den Größten. Jetzt gehen im Zirkus Barelli langsam die Lampen aus. Ein junges Mädchen weiß noch nicht, was das für sie bedeutet.

TEXT: KATHARINA RECKERS FOTOS: OLE SPATA





Diese Geschichte beginnt mit einem Ende. Jeder weiß, dass es kommen wird. Die Mutter weiß es, der Onkel, der Opa. Auch Ashley weiß es. Aber keiner spricht darüber.

Früher. Da war der Geruch von Sägespänen. Der Applaus, der in den Ohren dröhnte. Das Funkeln des Barelli-Schriftzuges auf dem Zelt. Die leichte Gänsehaut, die sich andeutete, wenn die Leute Schlange standen, um einen der größten Zirkusse Deutschlands zu besuchen.

Sie wollten auch die kleine Ashley sehen, die mit Reifen tanzte und ihre Ponydressur vorführte. Die nach der Show an Opas Hand, dem Zirkusdirektor Henry Barelli, in die Manege trat, den Applaus entgegennahm, sich scheu nach allen Seiten verbeugend.

Ihre Stiefelchen winzig neben seinen schwarzen Lackschuhen. Musik mischte sich in den Applaus. Ashley winkte, ihr Großvater winkte, dann drehten sie sich um und schritten aus der Manege.



Jetzt. September 2020. Corona hat Deutschland fest im Griff. Ashley ist mittlerweile 14 Jahre alt, Henry 64. Er sitzt schlecht gelaunt unter einem Sonnenschirm. Die Wohnwagen der Familie parken neben einem ehemaligen Betonwerk, der Barelli-Schriftzug steht erloschen in einer Ecke.

"Ashley, krieg den verdammten Köter in den Griff!", schnauzt Henry seine Enkelin an.

"Ja, Opa". Hektisch nimmt Ashley ihren Chihuahua auf den Arm.

Er knurrt leise. Ashley setzt den Hund zurück auf den Boden. Sie eilt wortlos zu ihrem Opa, räumt den vollgekrümelten Teller und die Tasse ab und bringt sie in den Wohnwagen schräg gegenüber, in dem sie mit ihrer Mutter lebt.

Seit März wohnen die Spindler-Barelli mit ihren Tieren an einer Ausfallstraße in Ernsthausen, einem 3000-Einwohner-Dorf in Hessen. Fast ohne Auftritte und ohne Geld. Ihr Familienname ist eigentlich Spindler, Barelli ist der Künstlername, den Henry dem Zirkus vor über 30 Jahren gegeben hat.

Ashley lebte noch nie so lange an einem Ort wie hier in Ernsthausen. Zu Hause fühlt sie sich hier trotzdem nicht. Ihr Zuhause ist der Stall, die Manege. Aber nicht dieses Dorf am Rande des Burgwalds.

"Ich bin die Tochter der Artistin Ramona Barelli, tanze, seit ich laufen kann und dressiere Ponys."

Kein Satz geht Ashley so leicht von den Lippen wie der, wer sie ist. Mindestens alle zwei Wochen musste sie den vor neuen Schulklassen erzählen, wenn sie wieder einmal mit dem Zirkus den Platz gewechselt hatten

Aber in Ernsthausen und Umgebung gäbe es keine achte Klasse, die Ashley besuchen könne, sagt sie. Stattdessen kommt ein- bis zweimal in der Woche die Zirkusschule – ein Bus mit einer Lehrerin, die für ein paar Stunden mit Ashley lernt.

Morgen wieder. Und Ashley hat noch keine Hausaufgaben gemacht.

Stattdessen hat sie den Tanz mit den Hula Hoop-Reifen trainiert, in der Fabrikhalle neben den Ponys. Ashley hat Reifen um beide Arme, um den Hals und die Hüfte gelegt und lässt sie schwingen.

Rhythmisch einheitlich, bis ihr manchmal einer vom Arm fliegt. Das Geräusch, wenn der Reifen auf dem Betonboden aufkommt, hallt an den hohen Wänden wider.

Sie hasst es, hier einen Reifen zu verlieren. Sie hasst es, dass ihr statt Zuschauern nur die stumpfen Augen von fünf Ponys und sieben Hengsten entgegenblicken. Dass statt Applaus nur das Zischen eines Schweißgeräts zu hören ist.

Es nervt sie, dass alle nur von dem Ende des Zirkus sprechen, obwohl sie doch erst angefangen hat.

Mit jedem Tag ohne Auftritt kommt das Ende näher. Der Zirkus Barelli wird diese Krise aller Wahrscheinlichkeit nach nicht überleben. Ashley hört, wie ihre Mutter am Telefon jeden Tag das Selbe erzählt, um Spenden und Unterstützer aufzutreiben: Vier- bis fünftausend Euro kostet ein Tag im laufenden Zirkusbetrieb – Versicherungen, Popcorn, Süßigkeiten, Getränke, angestellte Verkäufer, mitreisende Artisten und die Pflege der Tiere sind teuer. Jetzt, im Stillstand, kostet der Zirkus weniger, tausend Euro vielleicht – aber ohne Einnahmen ist selbst das zu viel.

Einige Male schon lud die Familie zu kleinen Auftritten unter strengen Abstand-Regeln ein.

Dreimal auf dem Fabrikgelände, ein paar mal im nahegelegenen Korbach. Einfach, um nicht ganz vergessen zu werden, um in Übung zu bleiben und um wenigsten ein paar Spenden und Eintrittsgelder zu sammeln.

50 Kilo Kraftfutter, einen Heu- und einen Strohballen brauchen die Tiere am Tag. Der Lebensunterhalt der neunköpfigen Familie setzt sich aus Hartz IV, Kindergeld und Futterspenden aus dem Dorf zusammen. Finanzielle Puffer, von denen gezehrt werden könnte, haben die Barellis nicht.

Die wenigsten Zirkusse haben eine solche Not-Reserve. Denn es steht seit Jahren schlecht um die Branche – die Besucher bleiben aus. Früher, als Zirkus Barelli noch der zweitgrößte Zirkus Deutschlands war, kamen über tausend Besucher zu einer Vorstellung. Heute, wenn es gut läuft, noch zweibis dreihundert.

Henry steht von seinem Stuhl auf. Der Chihuahua bellt schon wieder. Henry stöhnt laut auf, schüttelt den Kopf und wirft die Wohnwagentür hinter sich zu. Dann ist es still.

Einige Stunden später. Ein Auto hält mit quietschenden Reifen vor dem Kamelgehege. Erschrocken dreht Ashley sich um. Ihre Finger stecken im Maul eines Babykamels.

"Spinnst du? Die Stalltür steht offen, das habe ich von der Straße aus gesehen!"

Ihre Mutter Ramona springt aufgebracht aus dem Auto. Abrupt wendet sich Ashley von den Kamelen ab und drückt den Kopf des jungen Tieres weg, das immer noch nach ihrer Hand schnappt.

"Das war keine Absicht. Ich war nur ganz kurz hier, um sie zu streicheln."

"Wenn die jetzt auch noch abhauen, dann kann es das für uns gewesen sein."

Ramona Barelli dreht sich ohne ein weiteres Wort um, steigt zurück ins Auto und fährt davon. Acht Kamele glotzen hinterher. Ashley guckt auf den Boden und beißt sich auf die Lippen.

Dann drückt sie ihre Stirn gegen den Hals des Kamels und wendet sich zum Gehen. Sie schließt die Gehegetür und rüttelt noch einmal prüfend daran.

Sie muss jetzt in den Wohnwagen, dringend ihre Hausaufgaben machen. Ganz ohne Schulkameraden, ohne tägliche Kontrollen falle es ihr schwer, sich aufzuraffen, erzählt sie. Ashley seufzt tief. Statt zu lernen, zähle sie die Tage, bis der Zirkus wieder aufbrechen kann.



"Nur noch bis zum nächsten Jahr müssen wir durchhalten", sagt Ashley. Das verkündete zumindest Ende August die Bundeskanzlerin. Mindestens bis zum 31. Dezember seien Großveranstaltungen wie Volksfeste, Festivals oder eben Zirkusvorführungen verboten.

Dann könnten die Regelungen wieder gelockert werden. Das "könnten" ignorieren die Barellis, so gut es geht. Sie planen schon den großen Weihnachtszirkus in Marburg.

Ashleys Onkel Timmy hat dafür bereits eine neue Hebebühne gebaut. Eine, die vor- und zurückfahren kann und aus der auf Knopfdruck Wasser schießt. Fast so eine, wie sie früher hatten.





Ashley steht bei den Kamelen. Die acht Tiere leben in einem Gehege an der Hauptstraße und sorgen für irritierte Blicke bei Autofahrern.



Hausaufgaben macht Ashley oft vor ihrem Wohnwagen auf einer Gartenbank. Nicht jeder aus der Familie hat einen Schulabschluss, Ashley will ihn unbedingt schaffen.

Ashley trainiert jeden Tag für ihren Auftritt. Der Weihnachtszirkus muss ein Erfolg werden, er ist der letzte Strohhalm der Familie. Sie brauchen das Geld, um zumindest die Winterpause überstehen zu können.

Ashley setzt sich vor ihren Wohnwagen auf die Gartenbank. Auf dem Schoß ein aufgeschlagener Ordner, neben ihr ein rosa Rucksack. Konzentriert liest sie einen Text, hält immer wieder inne, um einen Satz zu unterstreichen.

"Salima, ich brauche ein frisches T-Shirt!" Die Stimme von Timmy lässt Ashley von ihrem Ordner aufblicken. Er steht vor seinem Wohnwagen, wenige Meter von Ashley entfernt.

Timmy wischt sich die ölverschmierten Hände an der Hose ab. Er kommt aus der Werkstatt, die er sich in der leeren Halle eingerichtet hat, in der er neues Equipment für den Zirkus zusammenschweißt. Timmy ist der Chef, besser: der Zirkusdirektor. Er macht eine ausladende Geste über das Gelände.

Salima kommt mit einem T-Shirt in der Hand aus dem Wohnwagen. Timmy steht ihr oberkörperfrei gegenüber, streckt die Arme in die Höhe.

Ohne ihm in die Augen zu gucken, zieht die schmale Artistin Timmy das T-Shirt mit einem Ruck über seinen prallen Bauch, dreht sich wortlos um und verschwindet wieder im Wagen.

Seit zwanzig Jahren sind Timmy und Salima ein Paar. So lange reist Salima schon mit der Familie durch Deutschland.

"Sie ist eine tolle Seiltänzerin und Reiterin, die Enkelin von dem berühmten Artisten Althoff", sagt Ashley und klingt dabei, als würde sie Salima in der Manege präsentieren. Außerdem sei Salima Ashleys beste Freundin, obwohl sie bereits 42 Jahre alt ist.

Ashley kennt nur wenige Jugendliche in ihrem Alter. Früher hatte sie mal eine Freundin, in einer Schule in Rheinland Pfalz, in der sie häufiger im Jahr war. Aber die Freundschaft zerbrach über die Entfernung.

Auch weil Ashley kein eigenes Handy hat, kein Instagram, kein TikTok. Sie hätte daran kein Interesse, wäre lieber bei den Ponys, bei den Kamelen oder würde mit ihren jüngeren Cousins spielen. Ashley dreht verlegen ihre blonden Haarspitzen zwischen den Fingern.

Einmal seien hier in Ernsthausen ein paar Jugendliche vorbeigekommen und hätten sie zum Abhängen hinter dem Edeka eingeladen. Sie ist sogar hingegangen. Aber nur kurz. Dann wurde es ihr unangenehm, Bier getrunken hätten sie und rumgegrölt.

Ashley wirkt älter als 14. Ihr langer blonder Zopf reicht ihr bis zu den runden Hüften, sie trägt gedeckte Farben, ihr Gesicht wirkt oft ernst.

Nur wenn sie angesprochen wird, breitet sich wie automatisch ein Lächeln über Ashleys Gesicht aus. Ein professionelles Lächeln, das nicht immer ihre Augen erreicht.



Ashley schlägt den Ordner zu. Sie könne sich nicht konzentrieren, wenn Timmy vor dem Wohnwagen auf und ab läuft. Außerdem will sie mit ihrer Mutter reden, es nagt an ihr, dass sie Ramona heute Morgen enttäuscht hat. Ashley geht zu einem Wohnwagen, an dem ein Blatt Papier mit der Aufschrift "Büro" hängt.

"Schnecke, bist du hier?"

Ashley nennt ihre Mutter manchmal "Schnecke". Vor allem, wenn sie befürchtet, dass ihre Mutter nicht gut drauf ist. Seit sie hier in Ernstausen sind, sei es schwer abzuschätzen, in welcher Stimmung Ramona ist.

An schlechten Tagen ist sie kaum ansprechbar, antwortet knapp, hat die Augenbrauen zusammengezogen, tiefe Falten im Gesicht. An diesen Tagen wirkt Ramona flatterig wie ein junger Vogel auf der Flucht vor einer Katze. Sie bleibt nie stehen, selbst, wenn jemand mit ihr spricht. Guckt sich hektisch um, bringt nicht mehr als ein paar Worte am Stück heraus.

Das sind meist die Tage, an denen sie besonders viele Sorgen um die Zukunft des Zirkus hat, erzählt Ashley. Und es sind auch die Tage, an denen nicht mal Ashley sich auf sie verlassen kann. Dann kommt ihre Mutter zu spät zu Verabredungen oder auch gar nicht. Kocht kein Essen, meldet sich nicht.

Wenn sie nach Stunden wieder aufkreuzt, erzählt sie nur knapp, wo sie war: Massage. Einkaufen. In der Druckerei.

Es muss so ein Tag gewesen sein, an dem sie Ashleys Einschulung vergaß. Ashely lacht, als sie davon erzählt.

Mit Schultüte in der Hand und ganz aufgeregt betrat Ashley damals den Klassenraum. Als sie die Türe öffnete, sah sie, dass sie die einzige mit Schultüte war. Die anderen wurden bereits eine Woche vorher eingeschult.

Weinend, so erzählt sie, sei sie wieder rausgerannt. Und dann habe Ramona ihr ein eigenes Einschulungsfest zwischen den Wohnwagen veranstaltet. Mit der ganzen Familie, den Artisten, Musik und vielen Süßigkeiten.

Es gibt auch die guten Tage bei Ramona Barelli. An denen strahlt sie, küsst Ashley überschwänglich auf die Wange, kuschelt mit dem Chihuahua und lädt Ashley abends zur Pizza in der Stadt ein.



Ponyfrisur trifft auf Heu. Die Ponys stehen in der Fabrikhalle und fressen meistens. Viel mehr gibt es für sie nicht zu tun.



Besuch aus dem Nebenort. Angelika und Peter sind Freunde der Barelli geworden. Sie unterstützen sie bei Versicherungsfragen und kommen gern auf einen Kaffee vorbei.





Ashley ist erleichtert, als sie ihre Mutter hinter dem mit dicken Glitzersteinen besetzten Laptop sieht. Ramona blickt nicht auf, als Ashley reinkommt, aber ein Lächeln breitet sich über ihrem Gesicht aus. Die Falten verschwinden für einen Augenblick.

"Wir beide, wir sind das Team. Da kann kommen, was will", sagt Ramona. Sie sagt es ohne Heiterkeit, denn eines ist sicher: Die nächsten Monaten werden hart. Wahrscheinlich sogar härter als alles, was die Familie bislang schon durchmachen musste.



2012 hat ihr Vater Henry den Zirkus geschlossen. Weil die Zuschauer wegblieben, weil er müde war vom Herumreisen, weil die Attacken der Tierschützer zunahmen, weil seine Frau Rolina unter einer schweren Blutkrankheit litt, an der sie zwei Jahre später starb.

Außerdem lag er im Konflikt mit den Behörden – er habe Sozialabgaben hinterzogen und wurde wegen fahrlässiger Tötung verurteilt, nachdem ein Mitarbeiter beim Zeltaufbau tödlich verunglückte.

Das war das Ende. Der glorreiche Zirkus Barelli schloss nach dreißig Jahren seine Tore. Ein eindrucksvoller Zirkus, dessen Vier-Mast-Zelt immer wie ein Palast wirkte. Bei dem jeden Abend ein Kronleuchter von der Decke schwebte. Ein Live-Orchester spielte auf einer Empore neben der Bühne, aus der Bühne schossen Wasserfontänen. Überall glitzerten Lichter, die Seiltänzerinnen sahen aus wie Prinzessinnen, die waghalsigen Männer im Todesrad wie Prinzen. Tiger machten Männchen, Elefanten schwangen die Rüssel.

Das Ende traf die Familie hart. Ramona und ihre beiden Brüder verdingten sich notgedrungen bei anderen Zirkussen. Kein Tag sei vergangen, erinnert sich Ramona, an dem sie ihr Zuhause, ihren Zirkus, nicht vermisste.

2019 beschlossen die drei Geschwister, es noch einmal zu versuchen: Timmy als Clown und Direktor, Ramona als Vertikalseiltänzerin und Buchhalterin, Franz als Dompteur und Tierpfleger. Der Name nur leicht abgeändert: aus Zirkus Barelli wurde Circus Gebrüder Barelli.

Sonst sollte alles wieder so werden wir früher. Ein volles Zelt, gewagte Nummern, begeisterter Applaus. Und sie dachten an ihre Kinder, auch Ashley und ihren beiden Cousins sollten eine Zukunft im Zirkus haben.

Doch schon das erste Jahr lief nur mäßig. Und im zweiten Jahr brach Corona über sie herein. Ob es überhaupt ein drittes geben wird, weiß niemand.

"Dein Kindergeld für diesen Monat ist noch nicht gekommen". Ramona sieht Ashley nicht an, Ashley starrt auf ihre Füße.

Letztens sei sie durch den Supermarkt gegangen und wollte Butter kaufen. Über zwei Euro habe sie gekostet. Zu viel. "Ich habe die Butter zurückgelegt und dachte: Ramona, was bist du für eine arme Socke geworden."

Früher, da war es anders. Früher hätten sich die Menschen gefreut, wenn der Zirkus in die Stadt kam. Und sie, Ramona,



Damals ging es den Barelli darum, schön zu sein und in der Manege zu mit Kunststücken zu brillieren. Heute geht es nur noch darum, den Tag zu überstehen.

sei schön gewesen. So schön, dass alle sie beneidet hätten. Sie erzählt es mit ernstem Gesicht. Ashley hängt an ihren Lippen. Sie stand in der Manege, berauscht vom Adrenalin, die Augen mit silber glänzendem Lidschatten geschminkt, die blonden Haare kunstvoll zusammengesteckt.

Dann hätte sie sich am Seil hochgezogen, habe Sprünge vollführt, Drehungen in der Luft gemacht – und die Standing Ovations genossen. Ramona spricht von den Zeiten, als seien sie für immer vorbei. "Heute ist mir mein Aussehen egal. Es gibt Wichtigeres zu tun, als schön zu sein."

Sie trägt eine graue Strickmütze und einen Pyjama, obwohl es bereits Nachmittag ist. Dicke Hunde zieren die Pyjamahose, auf dem rosaroten T-Shirt steht: "Ich bin gegen Aufstehen".

Zugenommen habe sie, seit sie hier festsitze. Abends, nach besonders schwierigen Tagen, kämen die Fressattacken. Dann kocht sie sich den Grießbrei, den ihre Mutter schon immer für sie gekocht hat. "Na ja, es steht scheiße um den Zirkus, richtig scheiße." Ramonas Schultern fallen nach vorne, als sie sich über den Bildschirm beugt. Sie kümmert sich um die Finanzen, Versicherungen und organisiert die Veranstaltungsorte.



Nur zwei große Vorstellungen konnte Zirkus Barelli in diesem Jahr spielen, bevor sie schließen mussten. Zur ersten Vorstellung kamen 27 Besucher, zur zweiten 80. Am Abend des 14. März stand das Ordnungsamt vor dem Zirkuszelt im nahegelegenen Frankenberg und beendete die Saison noch vor der Abendvorstellung.

Timmy und Henry verbrachten mit den Tieren bereits die dreimonatige Winterpause in Ernsthausen. Die Halle war ein guter Unterschlupf, groß und preiswert. "Unser Glück, denn wir konnten sofort unser Zirkuszelt einpacken und hierhin zurück."

U4 GO #15.2020

Aber nicht alle kamen mit. Aus Angst, dass die Grenzen zu ihren Heimatländern wie Rumänien, Italien und Russland in der Nacht noch schließen könnten, packten die knapp 20 mitreisenden Artisten ihre Sachen und verschwanden noch in derselben Nacht, nicht ohne sich vorher ausbezahlen zu lassen.

"Ashley, hast du den Tisch eigentlich abgeräumt und Opas Geschirr abgewaschen?"

"Noch nicht ganz, mach ich jetzt!". Ohne zu zögern dreht sich Ashley um und verlässt den Wohnwagen.



Henry sitzt wie immer unter einem Sonnenschirm vor seinem Wohnwagen. Er trägt ein rosafarbenes Hemd, eine kleine Sonnenbrille auf der Nase und hat sein Handy ans Ohr gedrückt. Die Beine weit auseinander gespreizt, die Finger trommeln ungeduldig auf dem Plastiktisch. Ashley räumt das Geschirr weg, das sich vor ihm türmt.

Schnell und präzise balanciert sie das Geschirr in den Wohnwagen und kommt mit einem Lappen wieder heraus. Henry verfolgt jede ihrer Bewegungen. Er sitzt den ganzen Tag unter dem Schirm und beobachtet das Treiben auf dem Gelände. Dabei redet er nicht viel, schaut ernst, wie ein unheilvoller Gott auf seiner Wolke. Nur eben auf einem Gartenstuhl.

Dass er hier einmal der große Chef war, lässt er niemanden vergessen. Früher sei er als Direktor noch mit 100 Leuten durch die Städte gezogen. Die Menschen seien ausgeflippt vor Freude, wenn Zirkus Barelli kam, wollten die Wildtiere sehen, die Artisten. Diese Zeiten seien unwiderruflich vorbei.

Er sagt das, während Ashley den Tisch wischt, während der neue Zirkusdirektor, sein Sohn Timmy, nur wenige Meter entfernt in sein Handy guckt. Henry Barelli glaubt nicht daran, dass seine Kinder es schaffen können, den Zirkus wieder aufleben zu lassen. Und er gibt sich keine Mühe, das zu verbergen. Er hat schon aufgegeben.

Der Versuch, seine Worte in Gleichgültigkeit zu tränken, misslingt ihm. Eigentlich hat er eine Wohnung in Frankfurt mit Küche, Dusche, großem Bett. Aber da fühle er sich nicht wohl. Er brauche das Zirkus-Milieu, wie andere ihre täglichen Tabletten.

Henry klopft sich mit beiden Händen auf die Oberschenkel. Seine Stimme dröhnt auf einmal laut.

"Hat hier eigentlich jemand eine reiche Frau für mich? Egal wie alt, Hauptsache, sie hat Geld. Brauch ich nämlich!"

Timmy grinst. Ashley geht zu ihrem Wohnwagen, lernen. Kurz vor der Treppe, hält sie inne. Sollte der Zirkus wirklich sterben, – und das will sie auf keinen Fall – aber sollte es so kommen, hätte sie doch eine Idee:

"Dann würde ich gerne Brautkleider verkaufen". Es ist das erste Mal, dass Ashley über das Danach spricht. Darüber, was sein könnte, wenn das Ende da ist. Diese Geschichte endet mit einem Anfang. Jeder weiß, dass er kommen muss.



Tiere sind die besseren Menschen, sagt Salima, die Frau von Zirkusdirektor Timmy. Ein Pferd könne nicht lügen. Menschen würden es ständig tun.





KATHARINA RECKERS & OLE SPATA

Katharina und Ole einte die Angst vor beißenden Kamelen. Und die Leidenschaft für abseitige Themen. Deswegen fuhren sie im September nach Ernsthausen und lernten die Barelli kennen. Und damit auch die düsteren Seiten des Zirkus, einer Branche mit ungewisser Zukunft. Beim abendlichen Dosenbier im Truckerhotel schworen sie sich, niemals mit dem Seiltanzen anzufangen.

Verloren in Polen

Jedes Jahr brechen etwa 100 000 Polinnen die Schwangerschaft ab. Im Verborgenen. In den eigenen vier Wänden oder in Deutschland. Denn in ihrem Heimatland sind Abtreibungen verboten.

TEXT: KAROLINA KALTSCHNEE FOTOS: JASMINA HANF

Die Ärztin Anka Parzynska ließ sich nach einer Abtreibung fotografieren und stellte das Foto online. Sie erntete einen Sturm der Entrüstung – aber auch viel Zustimmung.





58



Sie schweigen, erzählen ihren Hausärzt*innen nichts davon, ihren Partner*innen nicht, ihrer Mutter nicht, ihrer besten Freundin nicht. Sie geben keine Interviews, auch nicht anonym. Weil nicht sein kann, was nicht sein darf.

Aber sie sind da. Sie leben in Warschau, Katowice, Radom. Manche von ihnen gehen noch zur Schule, andere haben eine Familie. Vielleicht hatten sie eine Affäre, vielleicht dachten sie, ihre Menopause habe längst begonnen. Was auch immer der Grund ist: Sie wollen das Kind nicht austragen.

Frauen, die ungewollt schwanger werden, geraten in Polen in viele Konflikte, seit Abtreibungen im Jahr 1993 verboten wurden. In den Jahrzehnten davor entschieden die Frauen selbst, ob sie ein Kind bekommen wollten oder nicht. Seither werden sie unter Druck gesetzt, von der Kirche, dem Staat, der Gesellschaft.

In drei Fällen war bisher ein Schwangerschaftsabbruch in Polen erlaubt: bei Vergewaltigung oder Inzest, bei Gefahr für Kind oder Mutter, bei komplexen Behinderungen. In allen anderen Fällen war eine Abtreibung illegal. Am 22.10.2020 entschied das Verfassungsgericht in Warschau, dass Abtreibungen bei komplexen Behinderungen mit der polnischen Verfassung nicht vereinbar seien. Selbst in den erlaubten Fällen stoßen die Frauen auf so viel Widerstand, dass sie den Eingriff nicht in einem polnischen Krankenhaus vornehmen lassen.

Sie werden als Mörderinnen dargestellt, als Opfer von Abtreibungs-Propaganda. Ihnen droht soziale Isolation, sie werden verurteilt, geächtet. Das hält sie aber nicht ab: Abtreibungen geschehen jeden Tag.

Weil kein Gesetz, keine Ächtung, keine Strafe Frauen hindert, über ihren Körper und ihr Leben zu bestimmen, stehen ihnen Helferinnen und Organisationen zur Seite. Schnell und diskret, sachlich und



Karolina (r.) und Natalia (l.)

wertfrei, nicht nur in Polen, auch in Berlin, den Niederlanden oder in England. Sie arbeiten meist ehrenamtlich, investieren viel Zeit und Geld. Und riskieren ihre Sicherheit. Es sind Mütter, Väter, Ärzt*innen, Frauen, die selbst einmal ungewollt schwanger waren, Feministinnen oder Frauen, die Angst haben um ihre Freundinnen, Schwestern, ihre Töchter. Für die die polnische Gesetzgebung ein zu großer Eingriff in die Gesundheit und Entscheidungsfreiheit der Frau ist.

WARSCHAU-INNENSTADT

Karolina und Natalia haben nur eine Stunde Zeit, essen Süßkartoffelpommes und trinken Kombucha. Jetzt, zur Mittagszeit, sind in dem veganen Restaurant die meisten Plätze besetzt. Da sagt Natalia laut, so laut, dass alle an den Nebentischen es hören könnten: "Ich hatte mal eine." Eine Abtreibung.

Die beiden Frauen arbeiten beim Aborcyjny Dream Team, dem "Abtreibungs-Dream-Team" in Warschau. Das Beratungstelefon für Schwangere ist die wohl bekannteste Adresse für ungewollt Schwangere, Hunderte Frauen haben schon mit Natalia, Karolina und ihren beiden Kolleginnen gesprochen. Manche schon vor dem Schwangerschaftstest, andere noch lange nach dem Abbruch.

Natalia trägt einen rosafarbenen Pullover, ihr dunkelblondes, welliges Haar liegt auf ihren Schultern, Karolina hat einen hellblonden Undercut, dunkle Schminke, türkisfarbene Fingernägel und ein eintätowiertes Statement: Ein Sechseck am Ringfinger der rechten Hand. Es steht für die Abtreibungstablette Misoprostol.

Sexualkundeunterricht heißt in Polen "Erziehung für das Familienleben", der Unterricht bereitet auf das Leben in einer traditionellen, katholisch geprägten Familie vor. Daher kennen viele Polinnen die Möglichkeiten zur Schwangerschaftsverhütung nicht, haben kaum Wissen über körperliche Vorgänge und wissen

vor allem nicht, was eine Abtreibung medizinisch bedeutet. Sie wissen nicht, dass sie bis zur 12. Schwangerschaftswoche mithilfe von Medikamenten wie Mifegyne einen Abbruch vornehmen können.

Das Aborcyjny Dream Team ist online und telefonisch erreichbar. Wer ihnen schreibt, bekommt eine automatische Antwort, die abfragt, was sie brauchen. Die Pille danach? Ansprechpartner? Medikamente für eine Abtreibung?

Die ratsuchenden Frauen füllen ein Online-Formular aus und geben, falls sie abtreiben wollen, eine Adresse an, zu der die Mifepriston- und Misoprostol-Tabletten geschickt werden. Gegen eine Spende von 75 Euro kommt wenig später ein Päckchen aus dem Ausland. Diskret. Rezeptfrei. Meist aus den Niederlanden.

Die Tabletten im Päckchen nehmen die Frauen selbst ein, zu Hause, vielleicht in ihrem Badezimmer. Vielleicht morgens, wenn die Kinder in der Schule sind, der Mann bei der Arbeit. Mit der ersten Tablette unterbrechen sie die Schwangerschaft. Mit den zweiten Pillen verursachen sie Kontraktionen. Und nach einigen Stunden finden sie Blut in Slip oder in der Toilette. Wie eine starke Monats-



blutung sehe das aus, sagt Natalia. Kommt der Mann von der Arbeit, ist die Frau vielleicht schon nicht mehr schwanger.

"Sie denken, niemand versteht sie. Sie wissen nicht, dass in Polen mindestens jede vierte Frau in ihrem Leben einen Abbruch hat," sagt Natalia. "Wir sprechen offen mit ihnen drüber, sonst tut das ja niemand." Sie erklärt, dass Karolina und sie bei ihren Beratungen dem Konzept der Radikalen Empathie folgten – ein Umgang auf Basis von Empathie, Respekt und Toleranz. "Ich brauche keine Gründe und Rechtfertigungen. Ich fordere nichts", sagt Natalia. Auf ihrem Handgelenk steht eintättowiert: Pro Choice.

Die beiden Frauen sind stolz auf ihre Arbeit, stolz darauf, den Frauen in ihrer Verzweiflung helfen zu können. Ihre eigenen Familien wissen vom Dream Team, sagt Karolina, sie sähen die Welt genau wie sie. Nach einer Stunde verabschieden sich die beiden Frauen. Die eine fährt nach Hause, die andere hat noch einen Termin. Ihre Telefone bleiben an. "Wir wechseln uns ab," sagt Karolina, "aber eine von uns ist immer für die Frauen da."

FÜR DIE ABTREIBUNG INS AUSLAND: DEUTSCHLAND ODER SLOWAKEI

Will die Frau nicht medikamentös oder alleine abtreiben, findet sie in Polen keinen Arzt, keine Klinik, verlässt sie das Land. Von Warschau aus fährt mehrmals am Tag ein Zug nach Berlin. Sechs Stunden und 44 Euro pro Fahrt. "Nach Berlin ist es am nächsten, in die Slowakei ist es am günstigsten", heißt es in Polen.

dem Eingriff.

sie habe das

das Gefühl,

jemand sei

für sie da.

Sie sagte,

erste Mal

Seit Jahrzehnten tobt in Polen ein ideologischer Kampf um Abtreibungen. Seit dem Ende des Sozialismus gelten die Regeln des Katholizismus wieder mehr als weltliche Gesetze, Politiker und konservative Medien verkünden das Bild der "richtigen Familie" und prangern "verbrecherische Vorgänge" wie Schwangerschaftsabbrüche an.

Die Akzeptanz katholischer Wertvorstellungen und kirchlicher Einmischung ist in Polen weit verbreitet. Im Sozialismus war die Kirche Teil der Opposition und unterstützte die Gewerkschaften, organisierte Demonstrationen, trug dazu bei, dass sich Polen, 200 Jahre von den Landkarten verschwunden, wieder als eigene Nation begriff. Die Kirche gab den Menschen Halt. Spätestens als Papst Johannes Paul II. 1978 gewählt wurde, erstarkte die Religiosität der Polen. Mehr als 85 Prozent der Menschen bezeichnen sich als gläubige Katholiken, der Einfluss des Klerus reicht bis in Regierungskreise.

1998 unterzeichnete Papst Johannes Paul II. einen Vertrag zwischen dem Vatikan und dem Polnischen Staat. Seither ist Religionsunterricht Bestandteil des Lehrplans, Religionslehrer sind meist katholische Geistliche. Kirchenvertreter beraten Politiker, haben Mitspracherecht bei politischen Entscheidungen. Und Gott, so wie die polnischen Priester ihn verstehen, verbietet Homosexualität, Verhütungsmittel, Sex vor der Ehe und erst recht Abtreibung. Denn Abtreibung ist Mord.

Auch die regierende, konservative PiS-Partei beruft sich auf traditionelle Werte. Einige Politiker stehen der Kirche und rechtskonservativen Institutionen wie der Gruppierung Ordo Iuris nahe. 2020 wurde Andrzej Duda als Präsident wiedergewählt. Er steht der PiS-Partei nahe, und sagte öffentlich, Abtreibungen aufgrund komplexer Behinderungen seien Mord. Ein weiterer PiS-Politiker verglich die Pro-Choice-Bewegung, die sich für liberale Abtreibungsgesetze einsetzt, mit einer "Inkarnation der Nazis".

Kirche und Staat stigmatisieren Schwangerschaftsabbrüche und propagieren das traditionelle Familienbild: Eine Familie besteht aus Mann, Frau und vielen Kindern. Konservative und Geistliche hetzen gegen Homosexuelle, setzen Hilfsorganisationen unter Druck, vermitteln Schwangeren das Gefühl, schuldig zu sein.

Auch in legalen Fällen ist es schwierig, den Eingriff machen zu lassen. Zwei Ärzt*innen müssen die medizinische Indikation belegen. Aber Ärzte und Ärztinnen in Polen berufen sich oft auf die Klauzula Sumienia, die Gewissensklausel. Sie lehnen Pränataldiagnostik ab oder verheimlichen deren Ergebnisse der Mutter. Sie verzögern die Herausgabe von Dokumenten, beraten die Frauen nicht korrekt, sagen ihnen nicht, an wen sie sich stattdessen wenden können.

2019 wurden offiziell rund 1.100 Schwangerschaften abgebrochen, 98 Prozent davon aufgrund medizinischer Indikation. In nur 1.100 Fällen ermöglichten Ärzte, Behörden und Krankenhäuser den Eingriff. In Tausenden anderen Fällen durften die Frauen ihre Schwangerschaft nicht abbrechen.

Doch die Frauen sind nicht ganz allein in dieser Situation – und so kontaktieren sie eine der Hilfsorganisationen. Und machen sich vielleicht auf den Weg nach Berlin.

BERLIN-KREUZBERG

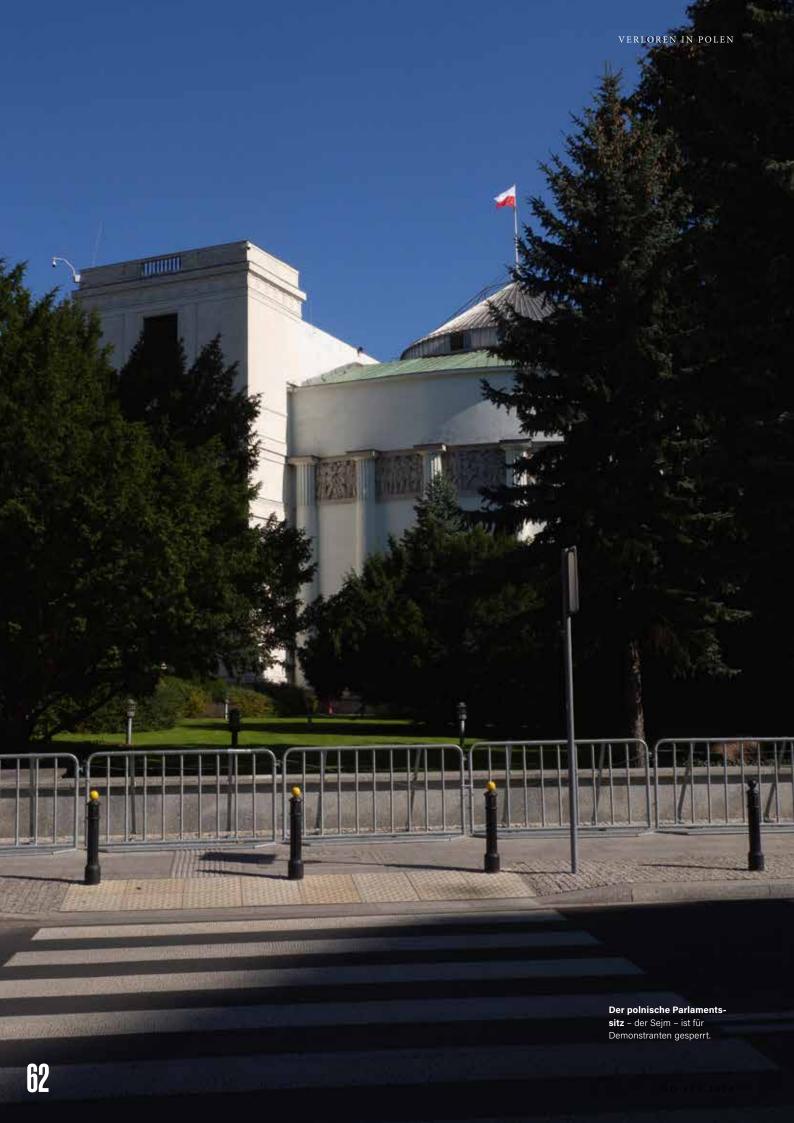
Agata kommt eine Dreiviertelstunde zu spät zum Termin in eine Kreuzberger Trattoria, eine zierliche Frau mit kurzem lockigen Haar, in geblümtem Sommerkleid und Pumps. Als es kühler wird, wirft sie sich einen bunten Sommerschal um die Schultern. "Die Arbeit dauerte länger heute, ich begleitete noch zwei Patientinnen", entschuldigt sie sich und bestellt einen Weißwein. Sie redet schnell und selbstsicher



Die Gynäkologin Anka Parzynska protestiert auch auf der Straße gegen die Politik der polnischen Regierung



Das Bielinsky Szpital ist eines von 14 Krankenhäusern in der Hauptstadt. Nur in zwei Kliniken werden in Ausnahmefällen noch Abbrüche gemacht.





Gegner und Befürworter der Abtreibungspolitik demonstrieren gleichzeitig vor der Heilig-Kreuz-Basilika in Warschau. Kasia (Bildmitte) vertritt die "Polnischen Omas" und kritisiert die konservative Haltung der Kirche.



Marta Lempart gehört zum Organisationsteam der Gruppe "Frauenstreik" – Strajk Kobiet. Der Widerstand gegen die Entscheidung des Parlaments wächst mit jedem Tag.



Auch die Befürworter gehen auf die Straße.

in fast perfektem Deutsch. Mit 19 heiratete sie einen homosexuellen Mann, zur Tarnung, damit seine Familie keinen Verdacht schöpfte. Später zog sie der Liebe wegen nach Deutschland. Seit 2016 ist sie bei Ciocia Basia, einer Gruppe ehrenamtlicher Helferinnen. Sie sammeln Spenden und helfen Schwangeren aus Polen, in Deutschland einen sicheren Zugang zu medizinischer Versorgung zu erhalten.

Agata Jabłońska heißt eigentlich anders, sie möchte anonym bleiben. Zu häufig werde sie wegen ihrer Arbeit angefeindet. In den letzten Jahren hätten immer wieder Abtreibungsgegner angerufen, veröffentlichten Namen, Adressen und Fotos der Mitarbeiterinnen. Einschüchterungen hätten zugenommen, sagt Jabłońska, vielleicht liege das am Aufstieg der AfD oder Aktionen sogenannter Lebensschützer, auch in Deutschland seien Abtreibungsgegner auf dem Vormarsch.

"Ich bin 24 Stunden am Tag erreichbar. In Notfällen können die Frauen mich auch in der Nacht anrufen", sagt Jabłońska. Sie erklärt ihnen die Abläufe, fragt: In welcher Woche bist du? Wie ist dein Zyklus?

"Oft wissen die Frauen nichts über sich oder ihren Körper. Nichts über Verhütung." Manchmal geht sie mit ins Behandlungszimmer: "Eine Frau weinte nach dem Eingriff. Sie sagte, sie habe das erste Mal das Gefühl, jemand sei für sie da. Ich hielt die ganze Zeit ihre Hand."

Es ist schon länger dunkel, als Agata Jabłońska nach Hause geht, am nächsten Morgen begleitet sie früh die nächsten Patientinnen. Agata weiß, sie ist ein wichtiges Bindeglied. Zwischen den Frauen in ihrer ehemaligen Heimat Polen und den Stellen in Berlin, wo die Frauen Hilfe bekommen. Sie hofft, dass sich die Gesetze in Polen ändern, die Kirche ihren Einfluss verliert. Und dass ihre Hilfe einmal nicht mehr nötig ist. Aber sie sei da realistisch, sagt sie. Das werde wohl so schnell nicht passieren. Also macht sie weiter.

BERLIN-LICHTENBERG

Die Klinik ist untergebracht in einem unscheinbaren Lichtenberger Plattenbauviertel. Im zweiten Stock liegen Empfangsbereich, die Untersuchungs- und Aufwachräume, das Behandlungszimmer. Der Aktenschrank hinter dem Tresen ist nach Sprachen sortiert, Informationen auf Persisch und Französisch, von Impfungen bis Ultraschall. Vor allem betreut das "Familienberatungszentrum", so der offizielle Name, Schwangere, macht Pränataldiagnostik, Vor- und Nachsorge. Und nimmt eben auch Abbrüche vor.

In einem Aufwachraum liegen bis zu sechs Frauen gleichzeitig, pro Tag werden Abbrüche bei bis zu acht Patientinnen vorgenommen. "Die bleiben zwei Stunden und können dann gehen", erklärt Magda, eine medizinische Angestellte, die selbst polnisch spricht.

"An einem Tag in der Woche machen wir die medikamentösen Abbrüche, das geht nur bis zu Woche 9 plus 6 Tage. Dann nehmen die Frauen unter unserer Aufsicht die Tablette. Mifegyne unterbricht die Schwangerschaft, durch Cytotec kontrahiert die Gebärmutter und die befruchtete Eizelle geht ab." 350 Euro koste eine medikamentöse Abtreibung, 450 Euro der operative Eingriff, viel Geld für manche Polinnen. Eine Verkäuferin verdient oft nur den Mindestlohn, netto 1877 Złoty – umgerechnet 410 Euro.

Magda führt herum, öffnet Schränke, läuft durch die Räume. "An einem anderen Tag machen wir operative Eingriffe. Wir raten zur Vollnarkose. Selten haben wir welche, die das mitbekommen wollen. Als eine Art Strafe. Oder um sicherzugehen, dass sie wirklich nicht mehr schwanger sind."

Die Wände des Behandlungsraumes sind bemalt: eine pastellfarbene Unterwasserwelt, hellgrüne Algen, ockerfarbene Wellen. "Hiermit

wird der Gebärmutterhals geweitet, je nach Schwangerschaftswoche nimmt die Ärztin eine andere Größe," erklärt Magda das Instrumentenset, das ausgebreitet vor ihr liegt. In den letzten Jahren seien immer öfter Polinnen gekommen, auch dank der Hilfe von Ciocia Basia. Darum habe sich die Klinik auf die Patientinnen eingestellt und Sprechstunden mit Dolmetscherinnen eingerichtet. Die Frauen unterscheide kaum etwas von den deutschen Patientinnen, nur eine Gemeinsamkeit hätten sie alle: "Sie sind unglaublich erleichtert und dankbar."

WARSCHAU- STARE BIELANY

So selten offizielle Schwangerschaftsabbrüche in Polen sind, es gibt sie, und irgendwer muss sie vornehmen. Ein Krankenhaus, eine Ärztin. Anka Parzyńska zum Beispiel.

Das Bielański-Krankenhaus liegt hinter einem kleinen Park unweit der Innenstadt. Es ist eine der wenigen Kliniken, die Abtreibungen vornehmen. Das machte sie zum Ziel von Abtreibungsgegnern. Sie stellten einen Transporter auf einen Parkplatz in Sichtweite der Klinik ab, darauf die Botschaft: "Im Bielański-Krankenhaus ermordeten Abtreiber im Jahr 2017 131 Kinder." Dazu das meterhohe Bild eines Säuglings, Blut auf dem Körper. Angeblich in der 22. Schwangerschaftswoche abgetrieben.

"Der Körper ist dafür viel zu groß, ich schätze, das Kind ist älter. Und vielleicht gar nicht tot, sondern ein Neugeborenes mit geschlossenen Augen", vermutet Anka Parzyńska.

Parzyńska ist Gynäkologin. Sie ist Anfang dreißig, trägt ihre aschblonden Haare offen zu Pullover, Jeans und rotlackierten Nägeln. Ihr Lieblingsrestaurant liegt direkt neben ihrer Wohnung im Zentrum Warschaus. Früher hat sie auf Instagram Fotos ihres Hobbys gepostet, Yoga-Posen in lichtdurchfluteten Studios oder pittoresken Landschaften. Im September 2020 jedoch postete Anka Parzyńska ein Foto, das sie in Maske, mit Handschuhen und blutverschmierter Schutzkleidung zeigt. Ihre Augen verraten ein leichtes Lächeln. In ihren Händen hält sie Operationsbesteck. Darunter die Worte: "Ich bin eine Abtreiberin."

Die öffentliche Entrüstung war grenzenlos.

Das Foto machte sie zur Aktivistin. Sie habe sich diese Aufgabe nicht ausgesucht, sagt Parzyńska, sie sei zu ihr gekommen. Im Sommer 2020 ging sie an ihrem Ausbildungskrankenhaus in Krakau vorbei, ein Banner war gespannt, Aktivisten der ProLife-Bewegung standen davor. Auf dem Plakat das Bild eines toten Kindes. Abtreibung sei Mord, behaupteten die Lebensschützer, jede Abtreibung.

Anka erzählt, wie Wut in ihr hochkroch. Über Menschen, die nicht wissen, wie es Schwangeren geht, wenn sie einen Abbruch vornehmen lassen müssen. Wut darüber, wie diese Frauen dargestellt werden.

Sie lag eine Nacht wach, überlegte, ob sie das Foto wirklich posten sollte. Sie tat es. "Ich bin eine Abtreiberin."

Unzählige Nachrichten prasselten auf sie herein, sie gab Radio- und Zeitungsinterviews. Viele Hassnachrichten, aber auch Zustimmung.

Am 22. Oktober 2020 entschied das Verfassungsgericht, dass medizinsche Indikation kein Abtreibungsgrund sei, dies widerspreche der polnischen Verfassung und dem Schutz des Lebens. Jetzt fallen auch die 98 Prozent medizinisch indizierten Schwangerschaftsabbrüche weg, sagt Parzyńska. Sie postet weiter. Und hat eine neue Stelle angenommen. Als Gynäkologin im Bielański-Krankenhaus.

WARSCHAU-ZENTRUM

"Alle in Polen wissen, dass Frauen für Abtreibungen ins Ausland fahren", sagt Marta Lempart. Ihr neues Büro liegt in der Ulica Wiejska, nur

wenige Minuten vom Warschauer Parlamentsssitz Sejm entfernt. Umzugskartons stapeln sich in den Räumen des Altbaus, ein paar Topfpflanzen stehen herum. Ein Handwerker kümmert sich um die alten Rohre eines Badezimmers. Marta Lempart steht vor einem offenen Fenster, vor ihr die Straße, durch die am Wochenende oft Demonstrationszüge ziehen. "Wir haben die Wohnung von der Stadt, mit der Auflage, keine Banner aus den Fenstern zu hängen." Sie lacht laut: "Wir sind ja bekannt dafür, Aufsehen zu erregen."

Sie ist eine Ikone der Frauenbewegung. Lempart organisierte den ersten Frauenstreik Polens, den strajk kobiet, im Oktober 2016 – ausgelöst durch die Ankündigung der Regierung, dass Abtreibung fast unmöglich gemacht werden solle. Sie schrieb Aufrufe über Twitter und Facebook, innerhalb eines Tages hatten sie und ihre Mitstreiterinnen den Streik organisiert: An 150 Orten Polens gingen Zehntausende Frauen gegen den Gesetzentwurf auf die Straße. Sie demonstrierten,

Alle in Polen wissen, dass Frauen für Abtreibungen



Die ursprüngliche Verfassung schützen Die Grundrechte der Polen und Polinnen werden missachtet, sagt Anna Kulesza.



"nicht am Wochenende, wie sonst üblich. Wir wollten nicht kuschen, wir wollten stören: Wir gingen an einem Montag."

Lempart spricht schnell, streut Witze über ihre Gegner in ihre Erzählungen. "Gegen mich laufen 43 Anzeigen. Ist halt so."

Ein Großteil der polnischen Bevölkerung ist gegen eine Verschärfung der Abtreibungsgesetze. Umfragen zufolge wollen 67 Prozent der Polen und Polinnen keine strengeren Regeln. Lediglich 13 Prozent seien für eine Verschärfung. "Und das ist ziemlich wenig", sagt Lempart.

Ihre Mitstreiterin Anna Kulesza ist über 60, sie hat noch die andere, für Frauen liberalere Zeit erlebt – die einherging mit den Zwängen des kommunistischen Regimes bis 1989. "Ich gehe nicht für mich auf die Straße", sagt Kulesza. "Die Frauen kennen das nicht mehr, aber ich war mal viel freier in meinen Entscheidungen. Ich will für sie diese Rechte wiederhaben." Um ihren Hals trägt sie eine Kette. Buchstaben formen das Wort "Konstytucja". Das polnische Wort für Verfassung.

Irgendjemand müsse den Anfang machen, sich mit den Behörden rumärgern, öffentlich auftreten, sagte Lempart. Sie ist von Breslau nach Warschau gezogen. Sie und die Streikfrauen zeigen sich, demonstrieren, geben Frauen, die nicht für sich einstehen können, eine Stimme und ein Gesicht. Und stecken mit ihrem Mut viele Menschen an.

WARSCHAU, HEILIG-KREUZ-BASILIKA

Schwarze Schuhe, Seitenscheitel, Brille. Ein Rosenkranz gleitet durch die Finger seiner rechten Hand, murmelnd betet er. In der linken Hand ein zusammengerolltes Banner. Er steht unter einer Jesus-Statue vor der Heilig-Kreuz-Basilika, einer der größten Kirchen im Zentrum Warschaus, traditionell Ausgangspunkt vieler Demonstrationen.

Neben ihm drei weitere Männer, auch sie einen Rosenkranz in Händen, murmelnd betend bauen sie eine Kamera auf.

Ihnen gegenüber eine kleine Frau. Sie läuft zwischen den großen Männern durch, um sie herum, beschimpft Passanten, die sie anschreien. Sie trägt einen langen, gemusterten Rock, um ihre Schultern weht eine Regenbogenflagge mit der Aufschrift "Polskie Babcie" – Polnische Omas.

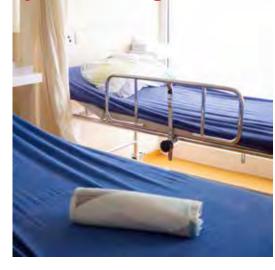
Kasia demonstriert hier seit vier Jahren. Gegen Homophobie, häusliche Gewalt, die restriktiven Abtreibungsgesetze. Kasia, über 60 Jahre alt und kaum 1,60 Meter groß, ist Feministin. Und Feindin konservativer Katholiken.

Die vier Männer gehören zu Ordo Iuris. Offiziell ist es eine Stiftung, 2013 in Warschau gegründet, sie publiziert Schriften zu Sexualerziehung, Familienpolitik, Pränataldiagnostik. Auf Grundlage ihrer "Charta für Familienrechte" entstanden polenweit "LGBTQ-freie Zonen". Ordo Iuris kämpft für traditionelle Familienbilder, konservative Werte, die klassischen Geschlechterrollen – und gegen die Rechte von Homosexuellen, von Frauen, Migrantinnen und Migranten. Und erst recht gegen Ärztinnen, die Abtreibungen vornehmen.

Fast täglich stehen sich Kasia und die Männer von Ordo Iuris in einem Positionskampf vor der Heilig-Kreuz-Basilika gegenüber. Kasia will hier beten dürfen, in der Kirche, in der sie getauft wurde. Die Ordo Iuris-Männer möchten Menschen wie Kasia nicht in einer Kirche sehen. "Ich habe versucht, mit ihnen zu reden, als ich auf sie zulief, riefen sie im Chor: Aggressor, Aggressor, Aggressor." Neunmal wurde ihr der Zutritt in die Kirche verweigert.

Es sind Extremisten, diese vier Männer, diese robotergleichen Verkünder eines vermeintlich reinen Glaubens. Randfiguren, die den ideologischen Streit verschärfen, Frauenrechte beschneiden, Abtreibungen verhindern wollen. Denen sich mutige Frauen entgegenstellen. Frauen wie Magda, Karolina, Natalia, Anka, Marta, Kasia und Anna.

Seit Oktober 2020 sind Abtreibungen aus medizinischen Gründen verfassungswidrig. 98 Prozent aller Abtreibungen sind jetzt illegal.



Wenn sie aufwachen, verspüren die meisten Frauen Erleichterung, sagt Magda. Aufwachraum im Berliner Familienplanungszentrum Balance.





KAROLINA KALTSCHNEE & JASMINA HANF

mussten für die Recherche oft verhandeln, in Foren, geheimen Chats, am Telefon, mit dem Schaffner im Berlin-Warschau-Express. Dafür sind sie in Demonstrationen geraten, trafen wütende Rentner in einem selbstgebauten Demo-Zeltlager, Künstlerinnen, die lesbische Comics zeichnen und hoffnungsvolle Männer, die Umarmungen an Homophobe verteilen.







Sören Fuß und Bernhard Gelderblom archivieren die Vergangenheit. Sie sind sich noch nie begegnet. Sie trennen 548 Kilometer voneinander, der eine lebt im Norden, der andere im Süden von Deutschland. Bernhard Gelderblom lässt seit Jahren Gedenktafeln im Ort aufstellen und poliert Stolpersteine, Sören Fuß reiste um die Welt, um überlebende Zwangsarbeiter ausfindig zu machen.

Die zwei Pensionäre haben eine Aufgabe, die viel Zeit und Kraft kostet. Sie erinnern an zwei von insgesamt über 265 Gedenkorten in ganz Deutschland. Orte, an denen Nationalsozialisten Gräueltaten verübten, direkt vor der Haustür.

Beide sind während des Zweiten Weltkriegs geboren, der eine im Westen, der andere im Osten von Deutschland. Zwei ehemalige Lehrer, die das Bundesverdienstkreuz tragen, weil sie ihre gesamte Freizeit für den Erhalt der Gedenkstätten opfern. Sie führen Schüler und Erwachsene durch die Orte der NS-Diktatur und recherchieren für Angehörige, was aus ihren Verwandten wurde. Dieses Wissen heften sie seit Jahrzehnten feinsäuberlich in Hunderten von Ordnern ab. Wissen, das in der Zukunft in deutschen Wohnzimmern verstaubt oder verloren geht, wenn sie nicht mehr sind. Denn sie beide haben den gleichen Feind: die Zeit.

Sören Fuß setzt sich in seinen schwarzen Geländewagen und lenkt ihn durch schmale Dorfgassen, vorbei am Haslacher Marktbrunnen, nickt ehemaligen Schülerinnen zu. "Die Neuntklässler waren immer ganz bewegt, wenn wir über die Gedenkstätte und die Zeit des Nationalsozialismus redeten – da kam der Matheunterricht eben mal zu kurz", sagt Fuß.

Er brettert nach dem Verlassen der Dorfstraße über eine zwei Kilometer lange Bundesstraße, gesäumt von dunklen Tannen. Hier, inmitten des Schwarzwaldes, wirkt die Welt wie unberührt. Der Weg erinnert an die 1700 NS-Zwangsarbeiter, Hunderte von ihnen überlebten nicht – sie stammen aus 21 Nationen, darunter fünf Juden, und starben bei dem Versuch, in den letzten Kriegstagen in einem Bergwerkstollen einen Rüstungsbetrieb hochzuziehen.

Fuß biegt von der Bundesstraße ab und fährt eine Waldstraße hinauf, vorbei am Besucherparkplatz. "Diese ganze Strecke mussten die Arbeiter jeden Tag zurücklegen, morgens und abends, manche brachen vor Erschöpfung auf der Straße zusammen", sagt er. Er

parkt seinen Wagen am Beginn eines Waldweges. Dort ist ein Schild aufgestellt – "Gedenkstätte Vulkan".

Auf den ersten Blick ist der Wald wie verwunschen. Die Tannen stehen so dicht beieinander, als würden sie flüstern. Die letzten Strahlen der Nachmittagssonne schieben sich durch die Äste, Laub und Moos bedecken den Weg. Doch hinter dem Berg, von hier nicht sichtbar, liegt eine Mülldeponie, und nicht lange, da hallen aus der Ferne Schüsse, keine 300 Meter entfernt ist die Anlage des Haslacher Schützenvereins Vulkan. Früher beklagte sich Fuß über diesen Lärm und diese Nähe, inzwischen nimmt er es hin. "Es ist nicht ideal, aber wenn eine Gedenkveranstaltung ist, schießen sie nicht. Darauf haben wir uns geeinigt."

"Vulkan" ist eine der kleinsten deutschen Gedenkstätten, die an die Nazi-Diktatur erinnern. Mehr als 70 solcher Gedenkorte gibt es in Baden-Württemberg, fast alle werden nur von Ehrenamtlichen gepflegt. Allein die KZ-Gedenkstätte Oberer Kuhberg in Ulm und die Gedenkstätte Grafeneck haben hauptamtliche Mitarbeiter.

Sören Fuß und sein Freund Herbert Himmelsbach hatten nie vor, eine Gedenkstätte ins Leben zu rufen. Sie wollten dafür sorgen, dass ein Gedenkstein aufgestellt wird. Doch dann kam alles anders.

Sören Fuß ist ein kleinerer Mann, 76 Jahre, ein Lehrer, wie er im Buche steht: er trägt ein pastellfarbenes Hemd, beige Bügelfaltenhose, die Füße in Trekkingsandalen gesteckt, einen grauen Schnauzer und auf seiner Nase sitzt eine Brille mit schwarzem Rand. In der Ecke seines Büros steht eine verstaubte, goldfarbene Oskarfigur – "für den engagiertesten Lehrer" steht darauf. Ein Geschenk von seinen damaligen Schülerinnen und Schülern.



Mit einem Lappen gegen den Zahn der Zeit. Gedenktafel in Haslach.





Briefe von ehemaligen Häftlingen und deren Angehörigen sammelt Sören Fuß bei sich zuhause. Zu vielen von ihnen hat er eine Freundschaft aufgebaut.

Sören Fuß wuchs in Pforzheim auf, studierte Biologie und Mathematik an der Pädagogischen Hochschule Karlsruhe und lernte dort seine Frau kennen. Nach ihrer Abschlussprüfung zog das Paar im Herbst 1968 nach Haslach, wo sie seitdem in einem Einfamilienhaus in der Breitestraße wohnen.

Fuß hat so viel Wissen wie eine ganze Enzyklopädie und kann über Stunden hinweg referieren. "Am 12. Oktober 1944 wurde entschieden, die Stollenanlage in Haslach für die Produktion von Panzerteilen durch Daimler-Benz zu nutzen", erklärt er. "Es wurden Häftlinge nach Haslach überstellt, um die Bauarbeiten zu beschleunigen – ein halbes Jahr noch, dann war der Krieg vorbei, 223 Menschen starben."

Wer etwas im 7000 Einwohnerstädtchen Haslach wissen möchte, ruft bei Fuß an. Dann klingelt sein Telefon, er entschuldigt sich, "da muss ich kurz ran". Wo liegt noch mal diese eine Straße? Wann ist jene Veranstaltung? Auch jenseits von "Vulkan" ist Fuß Wegweiser der Stadt Haslach. Es war vor allem sein zehnjähriges Engagement als stellvertretender Stadtrat bei der SPD, das ihn im Dorf bekannt machte. 1998, als die Gedenkstätte in Haslach eröffnet wurde, gab er dieses Amt auf.

Manchmal bittet jemand Sören Fuß um eine Führung. Er erinnert sich an drei Biker, die vor Jahren mal durch den Ort fuhren, im Internet seinen Kontakt auf der Homepage der Gedenkstätte fanden, ihn anriefen und fragten, ob er sie spontan in "Vulkan" herumführt. "Klar", antwortete er und war in zehn Minuten bei den Bikern.

Das Zentrum der Gedenkstätte ist ein schräg auf dem Boden liegendes Metallkreuz, getragen von Steinen, darunter eine Tafel mit der Inschrift: "Man ist nicht nur verantwortlich für das, was man tut, sondern auch für das, was man geschehen lässt. Zum Gedenken an unermessliches Leid, das Menschen von Menschen zugefügt wurde."

Dass auch Juden unter den Häftlingen waren, fand Fuß erst nach der Einweihung der Gedenkstätte heraus. Jedes Mal, wenn er überlebende Familien jüdischer Herkunft herumführt, entschuldigt er sich dafür. Ein Kreuz, das sei christlich. Aber das interessiere die meisten gar nicht, sie lächeln, dann fällt Fuß jedes Mal ein Stein vom Herzen.

Hinter den Tafeln ragt ein Loch in den Berg, versperrt von metallenen Gittern – der Eingang zum Stollen, in dem ab Dezember 1944 bis zu 700 Häftlinge gefangen waren. Die Gefangenen, meist Widerstandskämpfer aus Frankreich und der Ukraine, schliefen im dunklen Stollen auf Brettern bedeckt mit nassem Stroh, ihr Essen war oft mit Fäkalien verunreinigt. Sie starben an Schwäche, Ekzemen oder Typhus. Sie sollten sterben, so wollten es die Nazis.

70 Menschen führte dieser Eingang in den Tod, insgesamt starben über 200 Männer in Haslach unter den Haftbedingungen oder SS-Männer erschossen sie. Ein Stollen, der 1948 zum Teil gesprengt wurde. Zwischen 1953 und 1965 diente er als Munitions- und Sprengstoffdepot für das französische Militär. Und nach dem Krieg geriet erstmal alles in Vergessenheit, fast fünf Jahrzehnte lang.

"Hier", Fuß weist auf das Kreuz, "ist der letzte Punkt, wenn ich Schüler herumführe. Ich sage dann: Vermutlich komme ich euch jetzt vor wie ein Moralapostel, aber es ist eure Zukunft, die ihr bestimmt. Manche von euch interessiert es nicht, andere vergessen es wieder, aber wenn nur einer von euch darüber nachdenkt, dann hat es sich für mich schon gelohnt." Das sage er zu den Schülern, die er regelmäßig durch die Anlage führt.

Fuß deutet auf eine Lichtung. Zwölf Informationstafeln in Hufeisenform erzählen in Text und Bild jeweils eine andere Facette der Haftbedingungen. Sie dokumentieren die Geschichte der drei Haslacher Lager, die von Sommer 1944 bis Kriegsende existierten.

Ein paar Kratzer ziehen sich über die Tafeln. Dort stehen die Namen der ums Leben gekommenen Zwangsarbeiter. Fuß greift nach



Blechnapf und Besteck erinnern an jene Häftlinge, die in einem Stollen unter menscheunwürdigen Bedingungen vegetierten. Vielen von ihnen starben.

[GO #15.2020

einem Stein am Boden, klopft damit darauf. "Panzerglas, da geht so schnell nichts kaputt" und reibt über die Fläche. Dabei stocken seine Fingerkuppen an einer Stelle. "Oh, das muss neu sein, die Kratzer kenne ich noch nicht". Er versucht die eingeritzten Buchstaben zu erkennen. Nur ein "W" ist erkennbar. Für was das steht, weiß er nicht.

Falls Blütenstaub auf das Panzerglas der Tafeln fällt, holt Fuß aus dem Kofferraum seines Autos eine Wasserflasche. Damit spritzt er auf die Fläche und wischt sie sauber. Er bückt sich und zieht ein Stück Unkraut zwischen den Steinen heraus. "Da muss der Herbert wieder kommen", sagt er.

Sören Fuß und sein Freund Herbert Himmelsbach sind von Anfang an ein Team. Fuß kümmert sich um das Inhaltliche, Himmelsbach hält die Gedenkstätte sauber. Er ist mit seinen 69 Jahren ein gutes Stück jünger als Fuß. In der Früh, wenn die Welt noch schläft, kraxelt Himmelsbach über einen Baumstumpf, hebt Äste und Zweige auf, die am Boden der Gedenkstätte liegen und recht über den Kies. Danach zieht er das Unkraut aus dem Boden. Zieht ein Sturm über das Dorf, ruft Fuß seinen Freund an, damit Himmelsbach am nächsten Tag die herabfallenden Äste und Zweige einsammelt.

Auf einer SPD-Sitzung steht 1996 eines Tages der Vorschlag im Raum, in Haslach eine Gedenkstätte zu errichten. Fuß und sein Freund und SPD-Genosse Herbert Himmelsbach tuscheln. "Das wird so nie was, einen Gedenkort zu machen ohne Geld", sagt der eine dem anderen ins Ohr. "Da müssen wir was tun."

Fuß sammelt Geld, bekommt 20.000 Deutsche Mark aus Brüssel und nochmal so viel von Daimler-Benz aus Stuttgart, erzählt er. Der Autokonzern hat vor langem entschieden, sich seiner historischen Verantwortung zu stellen. Jedes Jahr schickt Daimler-Benz Auszubildende nach Polen, wo sie für knapp zwei Wochen helfen, Gedenkstätten in Stand zu halten und Gespräche mit Zeitzeugen führen.

Am 25. Juli 1998 eröffnet die Gedenkstätte "Vulkan". Der Bürgermeister ist anwesend, Überlebende und Familienangehörige kommen, an die 200 Menschen sind da.

Gemeinsam mit seiner Frau, auch sie unterstützt ihn, suchte und fand Sören Fuß überlebende Häftlinge. Dann setzten sie sich zusammen ins Auto und fuhren zu den ehemaligen Zwangsarbeitern nach Frankreich und Holland, um ihre Geschichte zu dokumentieren. Um sie vielleicht sogar mit Deutschland zu versöhnen. Bis in die USA reiste das Ehepaar Fuß.

In New York trafen sie Harvey Moser, der einmal Helmut Moses hieß, als er im Jahr 1940 eben noch aus Haslach fliehen konnte. Seit 22 Jahren kennen sie sich und telefonieren bis heute regelmäßig miteinander. Im Sommer 2020 begleitete Fuß Mosers Enkel. Der junge Mann war auf den Spuren seiner Familiengeschichte in den Schwarzwald gereist, zwei Tage lang führte ihn Fuß durch Haslach, zeigte ihm die ehemaligen Lager am Sportplatz, führte ihn durch die Gedenkstätte, erzählte ihm vom Schicksal seines Opas.

Solche Reisen macht er heutzutage nicht mehr. Sören Fuß sitzt in seinem beigefarbenen Couchsessel, beugt sich nach vorne, greift auf seine zwei kaputten Knie und legt dann die rechte Hand auf sein Herz. Er ist 76, er wirkt agil und fit, aber er müsse bald kürzertreten, das lasse ihn sein Körper täglich spüren.

An seinen Bürowänden lehnt eine Bücherwand, vollgestopft mit Büchern und Ordnern, die die NS-Geschichte von Haslach doku-



Häufig kommen BesucherInnen aus Frankreich. Viele Franzosen waren als Zwangsarbeiter beim Stollenbau eingesetzt.



Dann setzten sie sich zusammen ins Auto und fuhren zu den ehemaligen Zwangsarbeitern nach Frankreich und Holland, um ihre Geschichte zu dokumentieren. mentieren. Auf den Regalrücken kleben Punkte in blau, rot, grün oder orange. Sie sortieren sein Wissen über die Gedenkstätte, die Fuß bald in neue Hände geben möchte: Briefe von Überlebenden und deren Familien oder Notizen wie eine Führung von Anfang bis Ende funktioniert. "Mir tut derjenige Leid, der das mal in die Hand kriegt, wenn ich das nicht mehr mache", sagt er. Es ist sein Wunsch, dass zum Ende seines Ehrenamts nur noch zehn Ordner in seinem Regal stehen. Dann hätten die Nachfolger keine Angst vor seinem "Erbe" und könnten den Inhalt bewältigen.

Sören Fuß zieht den wichtigsten Ordner aus dem Regal, legt ihn auf den Schreibtisch und klappt die erste Seite auf, dort steht: "Was mit der KZ-Gedenkstätte "Vulkan" geschieht, wenn ich nicht mehr bin."

Würde er mit heutigem Wissen nochmal die Gedenkstätte ins Leben rufen? Er schiebt die Augenbrauen nach oben, schnauft. "Auf jeden Fall nicht mehr so. Und jetzt weiß ich langsam nicht mehr, wie es mit "Vulkan" weitergeht." Einige Tage später saß Fuß gemeinsam mit Himmelsbach auf seiner Terrasse, die beiden dachten über die Frage nach, ob sie sich nochmal für diesen Weg entscheiden würden. Dann schreibt er eine E-Mail:

"Natürlich würde ich es nochmal tun. Die Alternative wäre ja, dass es keine Gedenkstätte gäbe und viele historisch falsche Fakten auf ewig zementiert wären. Vor allem wären auch die vielen freundschaftlichen Kontakte zu Überlebenden und deren Familien nicht entstanden. Herbert und ich sind uns einig, keiner von uns beiden hätte alleine das Projekt begonnen und es gab hier niemanden, der sich mit der Sache befasst hätte."

Wenn Fuß Erwachsene durch die Gedenkstätte führt, schaut er sich diese besonders gut an, um vorzufühlen, ob jemand dabei ist, der sein Nachfolger werden könnte. Einmal glaubte er fündig geworden zu sein und rief den jungen Lehrer Matthias Demmel an: "Sie wären genau der Richtige. Wollen Sie die Gedenkstätte nicht übernehmen?"

"Tut mir leid, ich bin Vater von zwei kleinen Kindern, Ehemann, Lehrer und Schulleiter – ich habe mein Leben bereits anders geplant", habe er ihm gesagt und lehnte ab. Eine Gedenkstätte zu übernehmen wie sie Fuß führt, ist ein Vollzeitjob. Demmel möchte ihm ein wenig unter die Arme greifen, Führungen abhalten – irgendwann. Aber mehr nicht, zumindest nicht allein. Ein weiterer pensionierter Lehrer möchte Menschen durch "Vulkan" führen, die Archivarbeit, das Administrative bleibt weiterhin an Fuß allein hängen.

In Berlin sitzt Thomas Lutz, der für die "Topographie des Terrors" die Verbrechen des Nationalsozialismus aufarbeitet. Kaum einer kennt wohl die Gedenkstätten Deutschlands so gut wie er. Die zunehmende Überalterung dieser Generation sei zu einem realen Problem geworden, sagt Lutz. Junge Leute hätten andere Lebensentwürfe. "Der Bezug zum Wohnort ist für junge Leute wichtig. Das ermöglicht für sie zu spüren, dass die Geschichte auch mit ihnen zu tun hat, dort wo sie leben. Das ist nachhaltiger, wenn diese Schicksale quasi um die Ecke liegen." Fahren sie einmal in ihrem Leben nach Auschwitz, sei das zwar gut, aber eventuell nicht nachhaltig genug.

Was passiert mit den Archiven, die Menschen wie Sören Fuß über Jahrzehnte erarbeitet und in ihren Wohnzimmern und Büros in Ordnern abgeheftet haben? Thomas Lutz sagt, er und seine Kolleginnen dächten intensiv darüber nach. Sie wollen Mitarbeiter einstellen, die den Nachlass von Menschen wie Fuß sichern. Sie werden durch deren Wohnzimmer und Büros gehen, Notizen abschreiben, Dokumente kopieren, sodass dieses wertvolle Material nicht mit dem Tod der Pensionisten mitstirbt.

Fuß hat alles für eine Versöhnung zwischen Deutschland und den Opfern des Krieges gegeben. Er hofft so sehr, dass etwas für die Zukunft bleibt. Dass nicht vergebens war, wofür er gekämpft hat. Dass die Erinnerung nicht schwindet. Dass sich die Geschichte nicht wiederholt. Und: Dass jemand seinen Platz einnimmt.



Etwas oberhalb der Gedenkstätte lag einer der Stollen, in denen die Häftlinge manchmal bis zum Tode schufteten. Heute ist hier eine Mülldeponie, nichts erinnert mehr an das Lager.



In Hameln, 548 Kilometer nördlich, sitzt Bernhard Gelderblom auf seiner Veranda in bunt gestrickter Weste, mit einer Tasse grünem Tee in der Hand. In seinem wildbewachsenen Garten ragt ein Baum hervor, die Wäsche daran zum Trocknen über eine Schnur gespannt, Schmetterlinge flattern umher.

Eine Bibelstelle sagt: "Die Väter haben saure Trauben gegessen, aber den Kindern sind die Zähne davon stumpf geworden." Ein Schicksal, eine Schuld, die viele Kinder verspüren, die während des Zweiten Weltkriegs geboren wurden. Bernhard Gelderblom kennt dieses Gefühl, seit er ein kleiner Junge war. Er konnte mit seinem Vater nie über die Zeit des Nationalsozialismus sprechen.







76

Gelderbloms Vater trat früh in die NSDAP ein und bekam im frisch besetzten Westpreußen eine Stelle als Baurat, ließ Schulen bauen und habe so an der Germanisierung mitgewirkt in dem von Polen bewohnten Gebiet, sagt sein Sohn.

Sein Vater war Mitglied in der SA, seine Erziehung dementsprechend hart, der Umgangston rau. Als Jugendlicher geht durch seinen Kopf: "Werde nie wie dein Vater."

In Gelderbloms Haus hängen Bilder an den Wänden seiner drei Kinder und seiner Mutter – ein Bild des Vaters fehlt bewusst. Gelderblom hat in der letzten Schublade seines Büros ein Fotoalbum mit schwarz-weiß Bildern seines Vaters in Uniform. Er hält die Lupe seines Vaters in der Hand, als er die Bilder betrachtet. Dabei macht er die Pose seines Vaters nach, wie er die Fäuste geballt ins Bild hält, Muskel spielend. "Ich finde das Foto einfach nur peinlich", sagt Gelderblom. Er habe mit seinem Vater abgeschlossen, aber es macht ihn immer noch wütend. Denn bis zum letzten Atemzug war sein Vater vom Nationalsozialismus überzeugt. Keine Reue. Nichts dergleichen.

"Wenn man sich so auf wen fokussiert", sagt Gelderblom, "wird man doch ähnlicher, als einem lieb ist. Wir beide teilen eine Faszination für Militärisches, obwohl ich mich selbst als Pazifist sehe." Wenn er auf seiner Polizeiausstellung die Männer in blauen Uniformen sieht, findet ein Teil in ihm das anmutig, der andere Teil lehnt es regelrecht ab. Gelderblom fühlt sich gespalten in seiner Person, "das ist so ein Erbe, das ich von meinem Vater habe."

Gelderblom arbeitete 30 Jahre am Gymnasium in Hameln, 2006 ging er in Rente. Jeden Tag fuhr er bei Wind und Wetter mit dem Rad zur Schule. Es ist heute noch sein liebstes Fortbewegungsmittel.

Er schwingt sich auf sein Fahrrad, die lederne Lehrertasche aus Schulzeiten um sich geschultert. Darin eine Flasche Wasser und sein schwarzer Terminkalender, der immer mit neuen Veranstaltungen gefüllt wird. Eigentlich sollte er Stress der Gesundheit wegen vermeiden – aber "die Sache" gehe nun mal vor.

Er fährt mit seinem schwarzen Hollandrad voran Richtung Innenstadt. Athletisch zieht er an jüngeren Radfahrern vorbei, zeigt auf ein Backsteinhaus und winkt einer Frau zu, die aus diesem herausläuft. "Hier soll an die zerstörte Synagoge erinnert werden", erklärt er und flüstert, "die Juden sind leider oft zu bescheiden, was das Erinnern an ihre Vorfahren in der Stadt angeht." Später weist er auf eine schwarze Erinnerungstafel aus Stein an einer Mauer, die mit Namen an 101 Juden erinnert. "... ums Leben gekommen steht da, das ist doch verharmlost, die Menschen wurden schließlich ermordet." Heute weiß Gelderblom 118 Namen der deportierten Juden, "die Zahl wird weiter steigen."

Dass diese Tafel hier steht, ist sein Werk. Und nicht nur diese. Gelderblom hat in ganz Hameln für solche Erinnerungszeichen gekämpft, 18 gibt es davon, Tafeln, Denkmäler oder die 78 Stolpersteine, um die er sich kümmert. In der Stadt kamen 247 Gefangene, viele von ihnen aus Holland und Belgien, im Außenlager Holzen und auf Todesmärschen ums Leben.

Gelderblom hat keine eigene Gedenkstätte wie Fuß errichtet, er kümmert sich wie viele andere Ehrenamtliche in Deutschland aber darum, dass Gedenkzeichen im Ort an den Zweiten Weltkrieg und deren Opfer erinnern. Immer wieder sorgt er für neue Tafeln, die an die Vergangenheit erinnern.



Gelderbloms Vater in Wehrmachtsuniform. Er hatte Angst davor, zu werden wie er.



Der anonyme Drohbrief vom "Kommando Germania" ist nur einer von vielen, die Gelderblom wegen seiner "Erinnerungsarbeit" erhielt.



Seit er Lehrer ist, kämpft Gelderblom gegen das Vergessen. Er holt 1994 die Anne-Frank-Ausstellung nach Hameln und zeigt in dem Zusammenhang eine Ausstellung über abgebrochene Lebensläufe zu jüdischen Schicksalen.

Eines Tages im selben Jahr, es ist Mittag, die Familie mit den drei Kindern sitzt am Tisch und isst, klingelt das Telefon. Gelderblom steht auf, hebt ab und hört: "Was machst du da für eine Scheiße mit den Juden? Wir kommen zu dir!", drohte ihm eine Männerstimme. Immer wieder wird er solche Anrufe bekommen. Es folgen Drohbriefe. "Auschwitz ist für euch Untermenschen nicht mehr fern", steht darin, unterzeichnet vom "Kommando Germania".

Er entdeckt Hakenkreuze, die jemand auf sein Hoftor eingeritzt hat. Bernhard Gelderblom erstattet Anzeige. Eine Warnung geht bei der Polizei ein: Eine Bombe soll in der Marktkirche deponiert sein, in der die Ausstellung stattfindet. Ein Polizist kommt bei der Eröffnung auf Gelderblom zu. "Sie müssen jetzt als Veranstalter entscheiden, ob wir die Ausstellung abblasen." Bernhard Gelderblom sagt, ihn hätten die Drohungen nur offensiver gemacht. Er habe geantwortet: "Die Veranstaltung findet statt. Jetzt erst recht!"

Gelderblom zieht den Ärmel seiner Jacke nach hinten und schaut auf seine Uhr. In zehn Minuten hält er im Polizeigebäude Hameln-Pyrmont einen Vortrag in seiner Ausstellung über die Rolle der Hamelner Polizei in der Zeit der Weimarer Republik.

Eine Stunde lang hören sieben Erwachsene zu, was Gelderblom erzählt. Er spricht über die Ausbildung der Polizei, die noch in der Kaiserzeit stattfand und in welchem Ausmaß es 1933 zu Säuberungen innerhalb der Polizeicorps kam. Ein älterer Mann bedankt sich nach der Ausstellung. "Ohne Gelderblom wäre das ganze Wissen darüber untergegangen." Applaus. Gelderblom lächelt, blickt nach unten, ein leises Danke ist zu hören. Ein jüngerer Mann geht zu Gelderblom, zieht sein Handy aus der hinteren Hosentasche hervor, fragt: "Können wir ein Selfie machen?"

Die Zukunft seiner Forschungs- und Erinnerungsarbeit ist ungewiss. Die Stadt Hameln sagt, dass es zwar nicht die Aufgabe einzelner Menschen wie Gelderblom sei, an die Geschichte zu erinnern. Sie versuchen Möglichkeiten zu finden, wie sie weiter erfahrbar bleibt. Aber Gelderblom weiß, dass es anders sein wird. "Ich muss damit leben, dass spätere Generationen andere Schwerpunkte setzen. Und einen direkten Nachfolger für mich scheint es nicht zu geben."

Fuß sieht das ähnlich. Die Zeiten haben sich verändert. In der Freizeit arbeiten die meisten nicht mehr ehrenamtlich, "sie finden andere Beschäftigungen, Familie und Beruf lassen weniger Spielraum." Auch wenn Menschen nicht mehr so für das Thema "brennen" wie die Aufbaugeneration, "es braucht sie zum Erhalt für eine Demokratie."

Menschen wie Fuß und Gelderblom archivieren die Vergangenheit. Beide haben ihr halbes Leben damit verbracht, an das Leid des Nationalsozialismus zu erinnern. Ohne Geld, ohne Profit – einfach aus einem Idealismus heraus.

75 Jahre sind ein ganzes Menschenleben. Was mit ihren Gedenkorten passiert, wenn beide nicht mehr sind – das weiß noch niemand. Fuß und Gelderblom trennen Hunderte von Kilometern. Sie verbindet ihr Einsatz – und die Zeit, die ihnen davonläuft.



Mitten in der Fußgängerzone von Hameln liegen neun Stolpersteine vor einem großen Kaufhaus. Von den meisten Passanten werden sie nicht beachtet.





BRITTA ROTSCH & JANA SCHULER

Die Autorin und Fotografin gehören zu der Generation, die in der Schulzeit die Geschichtsbücher über den Zweiten Weltkrieg hoch- und runterlesen mussten. Viele von ihnen wollen nichts mehr dazu wissen. Dabei gibt es wieder einen starken Rechtsruck im Land, in ganz Europa. Die Beiden fragten sich deshalb: Was passiert eigentlich, wenn alle Zeitzeug*innen nicht mehr leben und die Nachkriegsgeneration mit all ihren Erinnerungen ebenfalls verschwindet? Und merkten: Deutschland ist auf diese Realität noch nicht genug vorbereitet.





In St. Peter in Niederöster-reich nahmen sich in den vergangenen Jahren neun Bauern das Leben. Alle standen unter finanziellem Druck.

TEXT: MADELEINE LONDENE FOTOS: BARBARA HAAS



Sie steht in Wanderstiefeln auf der Blumenwiese vor ihrem Hof, einen Schüttelhaken in der Hand. Die Luft riecht nach Motoröl und süßlicher Fäulnis. Getrockneter Dreck klebt an Hermine Wagners Schuhkappen, die Mittagssonne prallt auf ihre Schultern. Sie ist Mitte 50, ihr Gesicht hat die verwitterte Bräune von Menschen, die viel an der Luft sind. Bergbäuerin, wie schon ihre Mutter, Großmutter und Urgroßmutter. Sie rüttelt an einem Pflaumenbaum, blaue Früchte purzeln in das kniehohe Gras. Hermine bückt sich, nimmt eine Pflaume in die Hand und fährt über die glatte Oberfläche. Sie lächelt.

Nachts liege sie oft da, schlaflos, wartend auf das erste Licht. Solange sie etwas zu tun hat, sei es leichter zu ertragen. Solange sie weiter Pflaumen pflücken und daraus Chutney kochen kann. Früher zählte sie Kälber, verpackte Fleisch und wusch die Traktoren. Nur zwei

Erschossen, verbrannt, im Melkstand erhängt – Johann Wagner ist nur einer der neun Bauern, die sich in den vergangenen zehn Jahren in St. Peter in der Au in Niederösterreich, einer Gemeinde mit 5000 Einwohnern, umgebracht haben. Dabei ist es möglich, dass es weit mehr waren. Hermine Wagner und ihr Bruder Ernst Halbmayr möchten nicht länger schweigen. Sie wollen reden, über die Landwirte in ihrem Dorf, die leise verschwinden. Reden, damit sich endlich etwas ändert.

Halbmayr ist Biobauer und Mitbegründer des European Milk Board, einem Dachverband, dem sich Landwirte aus 16 Ländern angeschlossen haben, um gemeinsam für einen fairen Milchpreis zu kämpfen. Halbmayr war viel unterwegs, zuletzt in England, Deutschland und Frankreich. Überall sehe er das gleiche Problem: Bauern leiden. Sie sind verschuldet, überarbeitet, isoliert. Die meisten leiden still und alleine, nehmen keine Hilfe an. "Viele nehmen lieber den Strick in die Hand, als das Telefon", sagt Halbmayr. Nicht nur ein paar Landwirte in St. Peter seien betroffen. Sondern Bauern in ganz Europa.

In St. Peter leuchten nachts keine Lichter. Von oben sieht es aus, als habe man die Vierkanthöfe und Bauernhäuser mit den rostroten Ziegeldächern wahllos in der hügeligen Landschaft platziert: Keiner trifft hier ungewollt auf seine Nachbarn. Birnenbaumalleen säumen



Einige der Höfe in St. Peter sind verlassen. Nachts nutzen Jugendliche diese Scheune als Treffpunkt.

die engen Landstraßen, Mähroboter schneiden den Katalog-Rasen im Vorgarten. Fast an jeder Kreuzung sind Zahlen und Störche aus Pappe aufgestellt, die die Ankunft eines neuen Babys oder goldenen Hochzeitstags verkünden. Und trotzdem schließen die Bewohner ihre Türen doppelt ab.

Das "Bauzi", der über 300 Jahre alte Hof der Familie Wagner, steht auf der Spitze eines Steilhangs, umgeben von grünen Weideflächen. Schürzen trockenen an einer Wäscheleine in der grauen Herbstsonne. Hermine stapft mit schweren Stiefeln rüber zum Gemüsebeet und sammelt in einem Kübel ein paar Tomaten ein, ihr Sohn kämpft sich mit seinem John Deere Traktor den Berg hinauf. Fliegen schwirren, Bienen summen, Grillen zirpen. Die Äste der Obstbäume sind in diesem Spätsommer so schwer von den Früchten, dass ihre Zweige fast den Boden berühren. In einer kleinen Einbuchtung in der Hauswand steht eine unterarmgroße Statue des Heiligen Leonhard – Schutzpatron für das Vieh.

Hermine stellt den Eimer Tomaten vor die Haustüre. Ein Haussegen hängt am Eingang, darauf gestickt die Worte: "Häusliche Tugenden: Reinlichkeit, Frömmigkeit, Zufriedenheit". Daneben ein Strauß getrockneter Wiesenblumen und ein Buch mit dem Titel: "Handbuch für ein gutes Miteinander am Hof". Darin Kapitel wie, "Vater und Mutter verlassen – wie geht das?" und "Einheiraten auf einen Hof – wo man dazugehört und wo nicht".

"Wenn du zu Raiffeisen gehst bist du tot. Die haben uns hier in der Hand. Die steigen auf die Toten noch drauf" Mit diesem Bolzenschussgerät tötete sich Bauer Wagner. Erhängen ist die häufigste Suizidmethode in Deutschland und Österreich.



80 Stundenwochen, sinkende Milchpreise, kein Urlaub: Jeder sechste Landwirt leidet unter Burnout. Experten sind sich einig: Die Suizide in der Landwirtschaft nehmen zu. "Viele nehmen lieber den Strick in die Hand, als das Telefon" 12.00 Uhr, 30 Grad, Die Sonne steht im Zenit. Ihre Strahlen fallen durch die Fenster in der Küche und bringen die Kuchenglasur zum Schmelzen. Doch im Bauzi, mit seinen Steinmauern, ist es kühl. Die Wände sind übersät von vergilbten Porträts, im Schrank stehen Madonnen aus Hartplastik. Hermine setzt sich auf einem Stuhl neben den Herd und schenkt sich und ihrem Sohn Emil ein Glas Birnenmost ein. Auf dem Tisch, neben dem Blechkuchen, liegt ein Brief. Er endet mit den Worten: "Es tut mir leid, dass ich es nicht besser konnte." "Johann wäre nie zu einer Therapie gegangen. Das wäre so eine Schande für ihn gewesen", sagt Hermine und zupft an einer handgefalteten Serviette: "Zumindest hat er die Hausfassade noch gestrichen."

Dann beginnt Hermine von ihrem Mann zu erzählen: von seiner Kindheit, seiner Liebe zur Landwirtschaft, seinem Fleiß und seiner Sturheit. Wie aus ihrem Glück ein Unglück wurde, aus der Ehe ein Martyrium, wie erst die Schulden kamen, dann die Depression. Von der Gewalt, wie ihr Mann sie bedrängte und vom Hof jagte, ehe eines Nachmittags ihr Sohn anrief und flüsterte: Auf dem Küchentisch liege ein Brief. Er gehe den Papa nicht suchen.

Johann Wagner stammt aus St. Peter, das sechste von zehn Kindern einer Bergbauernfamilie. Mit gerade mal 23 Jahren schließt er seine Ausbildung zum Landwirtschaftsmeister ab, hilft in den ruhigen Wintern beim Schneiden der Weinreben und ist aktiv in der Kirchenjugend. Dort lernt er bei einem Ausflug Hermine kennen. Bald heiraten sie, beziehen den Hof seiner Eltern und bekommen drei Kinder. Sie gehen wandern, singen im Kirchenchor.

Bereits in den 1980er Jahren entscheiden sie, auf Biolandbau umzusatteln und sind damit Pioniere in Österreich. Dazu ist Johann Kommunionshelfer und sitzt im Gemeinderat, hilft bei Kirchenrenovierungen und der Organisation von Dorffesten. Sein Bruder Richard erinnert sich an lange Waldspaziergänge, bei denen man ausschließlich über den Betrieb sprach. Fragt man Bekannte nach dem Bauern vom Bauzi antworten sie: "Auf Johann war Verlass."

Doch nach der Jahrtausendwende sinkt der Milchpreis, die Kontrollauflagen verschärfen sich. Johann will, dass der Betrieb weiterwächst: "Mein Mann hat gesehen, wie seine Kollegen expandieren. Da wollte er mithalten können", sagt Hermine. 2012 pachtet Johann einen fünfzig Jahre alten Hof und steigt wenig später aus Bio aus. Gegen den Willen seiner Frau. Weil im Biolandbau kein Handelsdünger benutzt werden darf, denkt Johann, könne er mit konventionellem Landbau mehr Geld verdienen. Von dieser Entscheidung wird sich der Betrieb nie erholen

2015 wird die europaweite Milchquote abgeschafft: Bauern dürfen ab jetzt ohne Einschränkungen für den freien Markt produzieren. Die EU wird mit billiger Milch überschüttet. Johann und Hermine stehen vor dem Aus. Sie haben Angst um ihre Existenz, um die Zukunft ihrer Kinder. Ihre monatlichen Ausgaben können sie zu diesem Zeitpunkt kaum decken, Hermine nimmt einen Nebenjob als Buchhalterin in der nächsten größeren Stadt Steyr an.

Im Sommer 2018 bricht eine Hitzewelle über Deutschland und Österreich herein. Die anhaltende Dürre setzt viele Bauern zusätzlich unter Druck: Ackerflächen vertrocknen, Feldfrüchte liegen im Staub. Johann kauft für 14.000 Euro Fertigfutter und investiert in neue, größere Maschinen, um wettbewerbsfähig zu bleiben. Als dann der Milchtank-Anhänger einen Sprung hat und für mehrere tausend Euro ersetzt werden muss, bricht er zusammen.

Die Sonne steht tief über dem Bauzi an diesem heißen Septembertag, in der Küche wird es langsam dunkel. "Diese zwei letzten Jahre haben uns den Rest gegeben", sagt Hermine und fährt mit ihren Fingern über die Spitzentischdecke. Ihr Mann hätte sich zu dieser Zeit permanent erniedrigt gefühlt. "Ich konnte niemandem erzählen, dass



Aussicht vom Bauzi: St. Peter in der Au ist bekannt für seinen Birnenmost. Die Höfe liegen alle weit voneinander entfernt.

es meinem Mann nicht gut geht. Das ist kein Thema für den Dorfplatz." Nicht einmal ihre Freundinnen aus dem Chor hätten Bescheid gewusst.

In den letzten Monaten vor seinem Tod spricht Johann bei der Jause, der Abendbrotzeit mit der Familie, von nichts anderem mehr als Milch und Agrarpolitik, arbeitet von 6.00 Uhr morgens bis spät in die Nacht. Er geht nicht mehr in die Kirche, gibt seine Position als Biokontrolleur auf, sein Gesicht wird fahl und grau. Johann und Hermine streiten viel, schlafen in getrennten Zimmern. Alle ihre Versuche, ihm zu helfen scheitern: Jeder Therapievorschlag, jede Annäherung, jedes helfende Wort. Ihr Mann, so wie sie ihn kennengelernt hat, löst sich immer mehr auf.

Eines Tages kommt Johann in die Küche gelaufen, die Hände hinter dem Rücken gefaltet, die Augen weit aufgerissen, und schreit seine Frau an, wann sie denn endlich abhaue. "Irgendwann hatte ich Angst vor meinem eigenen Mann", sagt Hermine rückblickend. Ihre Worte klingen müde, fast mechanisch. Im Februar 2019 packt sie ein paar ihrer Klamotten und zieht in eine kleine Wohnung nach Steyr. Ihr Mann bleibt alleine auf dem Hof zurück.

Wie kann es sein, dass sich in einem 5000-Einwohner-Dorf mehr als ein Dutzend Bauern umbringen? Keiner dort scheint davon zu wissen oder möchte darüber sprechen: Der Bestattungsdienst legt bei Nachfrage auf. Die Polizei sagt, sie führe über Suizide keine Statistiken. Die gleiche Auskunft erteilen Caritas und Rotes Kreuz. Der Gemeindepfarrer streitet es rundheraus ab: St. Peter hätte noch keinen einzigen Selbstmörder zu Grabe tragen müssen. So etwas würde hier nicht vorkommen.

Doch hört man sich im Dorf um, fragt man Hermine, ihren Bruder und deren Bekannte, ergibt sich ein anderes Bild.

Franz K. war 19, als er den Milchbetrieb seiner Eltern übernahm. Bank und Berufsvertretung setzen ihn unter Druck: Er müsse expandieren. Doch vor allem wuchsen die Schulden. Der junge Landwirt nahm 30 Kilo ab und lieferte als Ausrede, er habe Darmkrebs. Eines Tages fanden man ihn erhängt und erschossen auf seinem Hof.

Werner F., Milchbauer, auch aus St. Peter, übergoss sich im Juni 2020 mit Benzin und setzte sich in seiner Scheune in Flammen. Die verrußte Außenwand des Vierkanters markiert bis heute die Unfallstelle. Vier Monate später erinnert ein kleines Bild, das an der Haustür lehnt, an den verstorbenen Ehemann und Vater.

Heinrich W., im Nebenerwerb Maurer, war als Alleinunterhalter auf der Baustelle bekannt. Man fand ihn Anfang 2020 erhängt in seinem Hof

September 2012. Uwe M., ging die letzten Jahre vor seinem Tod nicht viel mehr unter die Leute. Zu seinen Kindern soll er gesagt haben, er tue ihnen das nicht an, er werde sich nicht töten. Doch dann fanden ihn Polizisten erhängt in seiner Scheune.

Der Landwirt Alois U., Mitte 50, lebte alleine mit seiner Mutter auf dem Hof. Er arbeitete viel, verdiente zu wenig und litt darunter, keine Partnerin zu finden, erzählte er Bekannten. 2017 fand die Mutter ihren Sohn erschossen in der Bauernstube.

Auf dem Hof der Wagners pflegte Hermine die Tante und Mutter ihres Mannes bis zu deren Tod. Heute stehen die Zimmer leer.



2019. Markus S., ein Milchbauer kurz vor dem Rentenalter, lebte mit Frau und Kindern auf einem alten Hof. Mit Alkohol versuchte er seine Geldsorgen zu ertränken. Bis er sich in seinem Schlafzimmer mit einem Bolzenschussapparat tötete.

In Haag, einem Nachbarort von St. Peter, keine zehn Minuten Fahrt entfernt, ertränkte sich vor einigen Jahren eine Bäuerin in einem Teich. Ihr Vater tat es ihr gleich und nahm sich wenig später in seiner Güllekammer das Leben.

Es gebe weitere Fälle in St. Peter. Und noch viele mehr Suizide in Österreich, Deutschland und ganz Europa. Statistiken gibt es kaum. Die österreichische Sozialversicherungsanstalt der Bauern und der deutsche Agrosoziale Versicherungsträger SVLFG geben die Zahlen nicht heraus. Oftmals ist von "Einzelfällen" die Rede. Allerdings meldet die SVLFG eine bundesweite Zunahme von Landwirten, die aufgrund psychischer Erkrankungen frühzeitig in Rente gegangen sind. Jeder sechste Landwirt leidet unter Burnout.

Ludger Rolfes arbeitet für eine Familienberatungsstelle in Deutschland, die sich speziell an Landwirte richtet. Er sagt, dass es Stress, Burnout und Depressionen seien, die die Bauern in den Suizid treiben. Schuld sei letztlich die Arbeitsüberbelastung: 80 Stundenwochen, kein Urlaub, die Abhängigkeit vom Wetter und Marktpreis, kaum Angestellte und keine Trennung zwischen Beruf und Privatem. Von den derzeitigen Marktpreisen könnten Landwirte nicht überleben.

Auch Dr. Raimar Assmann, Mitarbeiter des Verbandes der deutschen Landwirtschaftskammern, ist überzeugt, dass die Freitode von Landwirten zunehmen. Neben Sorgentelefonen und Stressbewältigungsseminare gibt es neuerdings das Programm "Ferien für Bauern" – doch die Angebote werden selten genutzt. Und oft kommt jede Hilfe zu spät.

Zehn Autominuten vom Bauzi entfernt steht ein großer Milchviebetrieb, den Ernst Halbmayr zusammen mit zwei Bauern aus St. Peter betreibt. Hinter der Getreidetrocknungsanlage rattert der Schnellzug von Wien nach Linz vorbei. Ein Heuwender wirbelt Tierhaare und Stroh durch die Luft, Staub kitzelt in der Nase. Knapp hundert Kühe halten die drei Landwirte auf dem Bio-Hof. Ihre Hofgemeinschaft war eine der ersten in ganz Österreich. Halbmayr steht vor einem Gehege und streicht einem der Kälbchen über das Stirnbein. "Hier wird alles geteilt, außer die Ehefrauen", sagt er und lacht.

"Das hier, das ist der Mercedes-Benz unter den Kälberställen", grummelt sein Kollege in einer grünen Latzhose und zeigt auf die kleinen Gehege vor einer Scheune. Ein paar seiner Fingernägel sind gespalten, die Brillengläser mit Schmutz bedeckt. Allein die Maschinen hätte den Hof über eine Millionen Euro gekostet. Das braune Kälbchen stößt mit seinem Kopf gegen den Trinkeimer, Ketten rasseln. Alle Kühe dürfen hier täglich raus auf die Weide. "Wir sind keine Amokmelker", sagt Halbmayr. Er und sein Kollege lachen: "Manche Bauern von heute sind einfach zu gierig." Die freie Marktwirtschaft belohne die Brutalen, die nie genug bekommen, sagen beide und nicken.

Erst letztens musste die Hofgemeinschaft eine Strafe im vierstelligen Bereich an den Prüfdienst zahlen, erzählt Ernst. Wenn Hofkontrolleure den Betrieb besuchen, überfliegen diese das Gelände mit einer Drohne und messen zwei Tage lang alles Zentimeter für Zentimeter mit dem GPS-Gerät ab. Sie berechnen, wie groß der Stapel Holz ist, wie lang der Zaun ist, ob alle Kälber zwei Marken im Ohr haben. Sie wälzen sämtliche Akten, lesen akribisch Dünge- und Weidetagebücher. Ist ein Obstbaum zu klein oder das Gewicht eines Kalbs nicht korrekt eingetragen, müssen die Bauern ihre Fördergelder in zweifacher Höhe zurückzahlen. Plus Sanktionen.

"Das ganze System ist kaputt. Es ist ekelhaft. Das ist ein solches Bürokratiemonster", sagt Ernst und fährt sich mit der Hand über

86



das Gesicht: "Der Landwirt heute ist komplett gläsern. Die wollen ja sogar wissen, wie oft du die Scheiße von deinen Tieren wegfährst! Wir werden mehr kontrolliert als Verbrecher."

Später im Auto platzt es aus Halbmayr heraus: Die Landwirte hier in der Gegend lernten seit ihrer Kindheit, unterwürfig zu sein. Den Banken gegenüber, den Pfarrern, den Lehrern und den Ärzten. Überhaupt sei man als Bauer heute nichts mehr wert. Sein VW rollt einen engen Schotterweg entlang, Kies schlägt gegen das Metall. Auf dem Hof rede man nicht über persönliche Probleme. Aus Angst vor dem Dorfgetratsche. Aus Angst, kein echter Mann zu sein oder als Versager dazustehen. "Ein guter Bauer jammert nicht", sagt Halbmayr.

Nach fünf Minuten Fahrt erreicht Halbmayr sein zuhause, den Hof, auf dem er und Hermine aufgewachsen sind. Er liegt abgeschieden, Weinranken wachsen die Backsteinziegel hinauf. Im Hauseingang zeigt Ernst auf eine Ahnentafel aus Stoff. Seit 1600 werden dort Familienmitglieder mit Nadel und Faden verewigt. Allerdings nur die Nachkommen, die auch den landwirtschaftlichen Betrieb übernehmen. Unter den Namen der Bauern steht mit rotem Faden gestickt: "Ich hab's im Blut von Vätern her, die alle Bauern waren. Den Himmel hell, die Scholle schwer, Heimat seit tausend Jahren."

"Schon eine komische Tradition", sagt Ernst, schüttelt seinen Kopf und lacht: "Eigentlich echt daneben." Seine Hände sind hinter dem

2015 wird die Milchquote abgeschafft, die EU mit Billigmilch überschüttet. Vor allem kleinere Bauern geraten in Existenznot.



Tradition und Relgion spielen auf dem Land noch eine grosse Rolle: Suizid wird immer noch als Sünde angesehen.

Infokasten

Depressionen sind gekennzeichnet durch verschiedene Symptome und Verläufe und können alle Altersgruppen betreffen. Wer sich traurig, einsam oder verzweifelt fühlt, findet Hilfe bei diesen Beratungsangeboten:

24h TelefonSeelsorge:

T: 0800 / 1110111

Deutsche Depressionshilfe:

T: 0800 / 33 44 533 Mo, Di, Do: 13.00 – 17.00 Uhr Mi, Fr: 08.30 – 12.30 Uhr info@deutsche-depressionshilfe.de Rücken verschränkt, er blickt auf den Sandsteinboden. Auch er hat nicht mit dieser Tradition gebrochen und den Hof seiner Eltern übernommen. Eigentlich wollte er wegziehen, vielleicht studieren. Irgendwann, sagt Ernst, wird auch sein Name darauf stehen. Und das vielleicht als Letzter. Seine drei Kinder wohnen in Wien und haben nicht vor, zurückzukommen.

Neben der Ahnentafel führt eine Tür zu Halbmayrs Büro. Im Fenster steht eine kleine rot-weiße Kuh aus Plastik und Glasfiber: Ein Überbleibsel seiner "A faire Milch"-Initiative – eine Milchbauernbewegung, die er 2006 ins Leben gerufen und die sogar den Staatspreis für Marketing erhalten hat. Mit seiner Protestaktion wollte Halbmayr während der Fußballeuropameisterschaft 2008 in Österreich auf die schlechten Arbeitsbedingungen der Milchbauern aufmerksam machen. 300 lebensgroße, mit Länderflaggen bemalte Plastikkühe hievte er damals auf die Geländekuppen entlang der Autobahn, die zum Fußballstadion führt. Als "Widerstand gegen die Staatsgewalt", bezeichnet Halbmayr seine Aktion heute, für die er sogar eine Anzeige in Kauf nahm.

Im August dieses Jahr wurde sein Projekt endgültig eingestampft. Halbmayr gibt den Genossenschaften die Schuld: Die Molkereien würden sich "willige Schafe" schaffen, Landwirte, die sich nicht trauen, für ihr Recht einzustehen. Die Eigentümer der Molkereien stellen ihre eigenen Regeln auf, verteilen Sanktionen und Strafgebühren. Und keiner würde ihre Handlungen kontrollieren. Mutige Bauern, die sich

00 GO #15.2021

Kontrolleure überfliegen das Gelände mit einer Drohne, messen alles mit dem GPS Gerät. "Es ist ekelhaft. Wir werden mehr kontrolliert als Verbrecher."

gegen ihre Chefs in der Molkerei auflehnen, werden als Strafe dauerhaft ausgeschlossen und müssten somit einen niedrigeren Preis pro Liter Milch akzeptieren, so Halbmayr.

Doch nicht nur die Genossenschaften erschweren Landwirten ihr Dasein. Auch die Banken sind maßgeblich an ihrem Scheitern beteiligt: "Widerstand ist kaum möglich", sagt er. Wer sich wehrt, dem biete die Raiffeisenbank keine Acker- und Bauflächen mehr an. Bei Renovierungsvorhaben und Krediten würde man hinten angereiht werden: "Wenn du zur Raiffeisen gehst, bist du tot", erzählt ein Bekannter von Halbmayr, der seinen Cousin durch Suizid verloren hat: "Die haben uns hier in der Hand. Die steigen auf die Toten noch drauf."

Am Sonntagmorgen läuten die Kirchturmglocken in St. Peter. Die Morgenmesse ist vorbei, Gläubige strömen aus der winzigen Pfarrkirche. Gegenüber im Gasthof Berndl versammeln sich die ersten Gäste. Drinnen riecht es nach altem Frittierfett und gebratenem Fleisch. Hirschgeweihe hängen an den Wänden, Kinder klauen der Bedienung im Dirndl die Mannerschnitten von den Kaffeeuntersetzern.

Halbmayr und sein Kirchenstammtisch sitzen wie immer in ihrer gewohnten Ecke in einem separaten Zimmer. Schnitzel in Herzform und Weißwürste liegen vor ihnen auf den Tellern. Neben ihm sitzt seine alte Freundin Andrea Krieger. Zehn Jahre lang arbeitete sie ehrenamtlich bei der Krisenintervention des Roten Kreuzes. Fast 40 Suizide hat Andrea mitterlebt, mehr als ein Drittel davon seien Landwirte gewesen, schätzt sie. Viele der Opfer seien überarbeitet gewesen, häufig sei eine langjährige Depression dazugekommen und verschärfend das Generationenproblem. "Meistens erwischt es die, die nicht auf eigenen Beinen stehen oder den Anforderungen nicht gerecht werden", sagt Krieger: "Vor allem Bauern haben kaum Kontakt zu anderen Menschen, viele werden richtige Eigenbrötler."

An der Wand hinter dem Kirchenstammtisch, zwischen Dartscheiben und Plastikpokalen, hängt ein Kunstdruck des Ölgemäldes "Tod und Leben" von Gustav Klimt. Auf dem Original: nackte Frauen und Männer mit geschlossenen Augen und einem Kleinkind im Arm. Sie scheinen zu schlafen, den Sensenmann auf ihrer linken Seite zu ignorieren. Doch an der Wand im Gasthof Berndl fehlt die schwarze Gestalt: Die linke Hälfte des Kunstdrucks wurde weggeschnitten. Was bleibt, sind bunte Farbkleckse und die Umrisse eines verwachsenen Menschenhaufens. In St. Peter ist der Tod nicht zu finden.

Oktober 2019, vier Monate wird Johann noch leben. Unter dem Stalldach staut sich die schwüle Hitze. Hermine fährt nur alle paar Wochen auf den Hof, um die Blumen zu gießen. Als sie die Treppen zur Küche hinauf steigt, findet sie Johann, wie er im Wohnzimmer auf der türkis-gemusterten Couch liegt, eingerollt wie ein Igel. Eine rote

Decke bedeckt sein Kinn, die Vorhänge sind zugezogen. Kein einziger Sonnenstrahl dringt durch die Fenster. In dem Raum riecht es nach Schweiß, im Röhrenfernseher läuft eine Kriegsdokumentation. Das Bild, das Johann seiner Frau zur Hochzeit geschenkt hat, hängt nicht mehr an der Wand, sondern liegt weit unten verstaut im Bauernschrank.

Als Hermine das Muhen der Tiere hört, geht sie hinunter in den Stall. Was sie sieht, setzt sich in ihrem Kopf fest wie ein Brandzeichen: Zwanzig Kühe stehen bis zur Fessel in Gülle, Gestank schlägt ihr entgegen. Viele der Tiere sind krank. Einige Kälber haben bereits lange Hörner und sich gegenseitig aufgerieben, eine Euterentzündung hat sich im Stall ausgebreitet. Als sie die Betriebsakten durchgeht, merkt sie, dass seit Monaten kein Tierarzt mehr auf dem Hof war. Seit Oktober hat Johann seine Bettwäsche nicht gewechselt. Wortlos verlässt sie den Hof.

Weihnachten feiert die Familie ein letztes Mal zusammen. Die beiden Söhne gehen mit ihrem Vater in den Stall, während Hermine in der Wohnung kocht und den Hof ausräuchert. Als Emil die Tiere sieht, sagt er: "Papa, schau dir das mal an, das Kalb ist schwer krank!" Johann antwortet abwesend: "Aha. Lebt's also noch." Nach Heiligabend verstummen die Telefonate zwischen ihm und seiner Familie.

An einem kalten Januarmorgen setzt Johann Wagner den Stift ab, faltet das Blatt mit der grünen Tinte und legt es auf den Fernsehtisch. Er geht die Treppen hinunter in den Stall und melkt seine Kühe, so wie jeden Tag. Den Milchtank befüllt er bis zur Hälfte. Auch muss er aufgeräumt haben: Das gute, teure Sonntagsgeschirr mit den blauen Ornamenten steht an seinem Platz, sein Bett ist frisch gemacht, die Spitzendecke liegt glattgestrichen auf dem Küchentisch. Dann setzt sich Johann auf einen Hocker in die Waschküche, legt sich einen Strick um den Hals, und greift nach dem Bolzenschussapparat.

Am Sonntag darauf läuten die Kirchenglocken. Schneeregen schlägt gegen die Bleiglasfenster der Kapelle. Der Pfarrer sprenkelt Weihwasser auf Johanns offenen Sarg, sein Bruder hält eine Rede. Zu spät sagt er Worte, die er gerne früher ausgesprochen hätte. Die halbe Gemeinde erscheint zur Totenwache, die kleine Kirche ist bis auf den letzten Platz gefüllt. Ein Kirchenchor singt "Es ist Feierabend", Gäste essen Rindfleisch mit Semmelkren. Doch in den Wochen und Monaten danach wechseln die Menschen die Straßenseite, wenn sie Hermine sehen. Irgendwie wusste man es, dass es dem Bauern vom Bauzi nicht gut geht. Man ahnte es. Doch die Stille, sie tötet leise.





MADELEINE LONDENE & BARBARA HAAS

Madeleine Londene und Barbara Haas fuhren für ihre Recherche eine Woche nach St. Peter, schliefen in einer billigen Jugendherberge, hingen in Kneipen und auf Kuhweiden rum, tranken Birnenmost mit einem Senioren-Trucker-Stammtisch und lernten auf die harte Weise, wie es ist, auf dem Land Vegetarier zu sein.

SCHWEIN GEHACKT





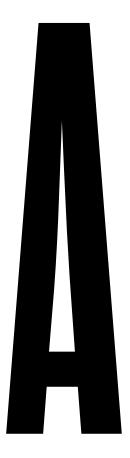
Milen Gospodinov (41) im Garten seines Einfamilienhauses bei Herford in Nordrhein-Westfalen. Tönnies war für ihn der Start in ein neues Leben.

Zwei Bulgaren träumen von einem besseren Leben in Deutschland. Beide zerlegen Fleisch bei Tönnies. Der eine hat jetzt ein Haus in Deutschland, der andere kehrt enttäuscht in seine Heimat zurück.



92





An einem sonnigen Augusttag schlendert ein Mann durch das bulgarische Dorf Borovan, er grüßt nach links, winkt nach rechts, ein Auto fährt hupend an ihm vorbei. Plamen Valyovski, Flip Flops an den Füßen, über dem Bauch spannt ein weißes T-Shirt, wirkt wie einer, der für ein paar Wochen zurückgekehrt ist in das Dorf in einer der ärmsten Regionen Bulgariens, dem ärmsten EU-Land.

Doch Valyovski wird, wenn sich der Sommer dem Ende neigt, nicht wieder zurück nach Deutschland fahren. Wieder hebt er fast beiläufig die Hand zum Gruß, als ein Pferdegespann an ihm vorbei klappert. Man kann dabei die Narbe sehen an seinem rechten Daumen. Sie wird bleiben und sie wird ihn sein Leben lang an Rheda-Wiedenbrück erinnern, an das Glück, das er dort suchte und nicht fand.

Plamen Valyovski ist aufgewachsen in Borovan, einem großen Dorf im Nordwesten Bulgariens, wo heute nur noch bröckelnde Betonfassaden von den kommunistischen Zeiten künden. Damals war Borovan ein wohlhabender Ort. Der Niedergang begann nach der Wende 1989. Die Arbeitslosigkeit stieg, viele verließen Borovan, davon zeugen viele verlassene Häuser.

Umgeben von einer Steinmauer liegt Valyovskis Haus in einer ruhigen Seitenstraße. Im großen Garten kläffen die beiden Wachhunde an der Kette. Seine Frau streichelt den Husky und Valyovski sagt: "Ich bin kein Roboter, sondern ein Mensch."



Wieder zurück im Heimatdorf bei Frau und Hund. Wie er jetzt den Kredit für das Haus abbezahlen soll, weiß Plamen noch nicht.

Er nimmt einen Zug von seiner Zigarette und bläst den Rauch aus. Valyovski sucht nach Worten, nach einem Anfang für seine Geschichte, warum er jetzt hier sitzt und Rauch in die Luft bläst.

Nur Gelegenheitsjobs habe er in Borovan gefunden. Mal als Fahrer und Bäcker, mal als Aufpasser für die Maisäcker und Sonnenblumenfelder vor nächtlichen Dieben. 2015 verlässt er Borovan zum ersten Mal. In Apulien pflückt er Oliven, dann arbeitet er einige Monate in einer Autofabrik in Tschechien.

Durch einen ehemaligen Klassenkameraden erfährt er eines Tages von gut bezahlter Arbeit in einer deutschen Fleischfabrik. Sein Bekannter verdient dort gutes Geld, das möchte er auch. Im Januar 2020 fährt er gemeinsam mit vier anderen Bulgaren mit dem Auto 2000 Kilometer nach Gütersloh. Anfang Januar unterschreibt Plamen den Arbeitsvertrag bei einem Subunternehmen, das für Tönnies Arbeitskräfte rekrutiert.

Tönnies ist der größte deutsche und einer der weltweit größten Schlachtbetriebe. Etwa 20.000 Schweine werden pro Tag im Tönnies-Hauptstandort in Rheda-Wiedenbrück geschlachtet. Seit Jahren arbeiten dort osteuropäische Werkvertragsarbeiter wie Valyovski, die Schweine, Sauen und Rinder zerlegen.

In Deutschland ist Fleisch zum Billigprodukt geworden. Den wahren Preis für das Billigprodukt Fleisch zahlen die Tiere, die in Massenhaltung unter teilweise grausamen Bedingungen gehalten werden, und das Heer von meist osteuropäischen Arbeitern, die meist in Sammelunterkünften wohnen und oft an sechs Tagen in der Woche schuften.

Valyovski erhält in Verl ein Bett in einer Drei-Zimmer-Wohnung zusammen mit neun anderen Tönnies-Arbeitern. Verl, eine Stadt in Ostwestfalen, liegt etwa 20 Fahrminuten von Rheda-Wiedenbrück entfernt. Valyovski teilt sich sein Zimmer mit drei anderen, sie schlafen in Stockbetten. Privatsphäre hat er keine. "Wer duscht zuerst?", ist die erste Frage, wenn sie müde nach Hause kommen. Die Unterkunft stellt ihm der Subunternehmer, die Miete für das Bett wird ihm vom Lohn abgezogen. Wie viel das ist, sagt ihm niemand.

Der Bulgare hat einen massiven Körper, Prankenhände. Harte körperliche Arbeit ist er gewohnt. Sein Job: Fett aus Schweinehälften pumpen. Tausende sind es pro Schicht, die im Sekundentakt an ihm vorbeifahren.

Ein anstrengender Job, aber Valyovski ist froh, dass er ihn gefunden hat, denn er verdient jetzt 9,35 Euro in der Stunde, das sind zwischen 1200 und 1400 Euro im Monat. Es ist etwa viermal so viel, wie er in Bulgarien verdienen würde, wenn er dort überhaupt einen Job hätte. Und er braucht das Geld, denn zuhause wartet seine kranke Frau auf die Überweisung aus Deutschland. Damit müssen der Hauskredit und die Lebenshaltungskosten bezahlt werden.

Im vergangenen Jahr machte das Unternehmen mehr als sieben Milliarden Euro Umsatz. Pro Tag produziert Tönnies 750 Tonnen frisches SB-Fleisch und 100 Tonnen Tiefkühlprodukte. Das Unternehmen beliefert deutsche Supermärkte und Discounter. Rund 50 Prozent seiner Produkte exportiert das Unternehmen ins Ausland.

94 GO #15.2020



Der große Garten hinter dem Haus sichert den Valyovskis immerhin frisches Gemüse. Der Durchschnittslohn in Bulgarien liegt bei knapp über 400 Euro im Monat.

Als im März die Coronakrise ausbricht, besteht Valyovskis Leben aus arbeiten, essen, schlafen. Er ist hier, um Geld zu verdienen. Ein Fahrzeug bringt ihn zur Arbeit und wieder zurück. Von Deutschland und dem Ruhrgebiet sieht Valyovski nicht viel. Hat er frei, dann putzt er, kocht Moussaka oder geht am See in der Nähe seiner Unterkunft spazieren.

Wie in einem Vakuum lebt er zwischen der Tönnies-Fabrik und seiner Unterkunft. Das ist das Einzige, was er von Deutschland kennenlernt.

Dann kommt der 26. März. Es ist abends, als Plamen Valyovski ein halbes Schwein vor sich hat. Eigentlich ist es sein Job, das Fett abzupumpen, doch ein anderer hat vergessen, die Aorta zu entfernen. Valyovski bleiben nur Sekunden, um die Hauptschlagader herauszuschneiden. In der linken Hand hält er eine Pumpe mit integriertem Messer, mit der rechten greift er nach der Aorta. Dann passiert es. Er holt die Aorta, vergisst das Messer und schneidet sich tief in den rechten Daumen. Er kommt noch am Abend ins Krankenhaus Rheda-Wiedenbrück, wird später in das Klinikum Gütersloh verlegt und dort einen Tag später operiert.

Valyovski wird für mehrere Wochen krankgeschrieben. Doch schon etwa einen Monat nach dem Unfall kommt ein Mitarbeiter des Subunternehmers in die Unterkunft und sagt ihm, dass er zurück nach Bulgarien gehen soll. Nach Deutschland könne er erst wieder kommen, wenn er gesund sei. So erzählt es Valyovski. Er kehrt zurück nach Borovan, doch statt eines Rückfahrtickets nach Deutschland erhält er am 23. Juni die Kündigung.

Plamen Valyovski sitzt im August in einem Café in Borovan, die Narbe an seinem Daumen ist noch sichtbar. Eigentlich müsse er zur Physiotherapie, sagt er, doch in Bulgarien sei das viel zu teuer. Dass sein Traum vom schnell verdienten Geld nach so kurzer Zeit geplatzt ist, macht ihn traurig. Jetzt muss er seinen Kredit anders abzahlen. Er ist wütend auf den Subunternehmer, der ihn so schlecht behandelt habe.

Valyovskis Frau Svetlana leitet das einzige Bestattungsinstitut im Ort. Während sie hinter dem Tresen steht, arbeitet und erzählt, spielt ihr Mann an ihrem Rechner ein Onlinekartenspiel. Dabei hält er eine Zigarette in der einen, die Computermaus in der anderen

Valyovski bleiben nur Sekunden, um die Hauptschlagader herauszuschneiden. In der linken Hand hält er eine Pumpe mit integriertem Messer. Hand und ignoriert das "Rauchen verboten"-Schild im Büro. Er sucht neue Arbeit. Ergeben hat sich noch nichts. Zurzeit verdient seine Frau das Geld. Sie träumt vom eigenen Haus in Deutschland. Obwohl sie noch nie dort war, ist es ein Sehnsuchtsland für sie geblieben.

DER ANDERE

Etwas außerhalb von Herford, in einer grünen, ruhigen Einfamilienhaussiedlung, steht ein Mann draußen in seinem Garten und unterhält sich mit seinem Nachbarn. Als er die Reporter sieht, eilt er rasch zur Tür, bittet in sein Haus. Hier wohnt Familie Gospodinov.

Offene Küche, graues Sofa, Plastikblumen im Regal. In der Wohnküche bietet seine Frau Kaffee an. Milen Gospodinov, rundes Gesicht, große Nase, trägt graue Jogginghose zur Fleecejacke. Sein Freizeitoutfit. Es ist Samstag, heute muss er erst abends zur Arbeit.

2013 kam er mit 150 Euro nach Deutschland, heute besitzt er ein Haus. Vieles daran hat er selbst gemacht. Den Trockenbau, die Fliesen im Bad, den Putz innen und außen, die Böden. Wenn er davon spricht, dann bilden sich Lachfältchen unter seinen Augen. Milen Gospodinov ist stolz auf sein Haus, auch wenn der Kredit noch lange nicht abbezahlt ist.

Auch Milen Gospodinov hatte sich 2012 in Bulgarien anwerben lassen. Damals lebt er in seinem Heimatdorf in der Nähe der Stadt Varna am Schwarzen Meer und hat zwei Jobs: als Lagerarbeiter und als Bauarbeiter.

Gearbeitet hat Gospodinov schon immer viel. Und Arbeit gibt es in seinem Heimatort genug. Doch Bekannte seines Bruders erzählen ihm von der Arbeit in der Fleischfabrik in Deutschland. 1200 Euro Nettolohn, 200 Stunden Arbeit pro Monat, Wohnung wird bezahlt. "Ein guter Deal", denkt er sich.

Gemeinsam mit seiner Frau geht er im Dezember 2012 in das Büro einer Personalvermittlungsfirma. Dort zeigen sie ihm die Arbeit bei Tönnies in einem Video: Menschen, die am Band stehen und im Akkord Fleisch zerlegen. Er bekommt den Job bei Tönnies, offiziell angestellt ist er bei einem Subunternehmer.

Im Mai 2013 geht es los. Vor seiner Abreise kauft Milen Gospodinov einen Trolley, denn einen Koffer besitzt er nicht. Er war vorher nur einmal im Ausland, in Rumänien. Außerdem kauft er einen Laptop, um Kontakt mit seiner Familie zu halten.

Von Varna, einer Hafenstadt am Schwarzen Meer, fahren Gospodinov und sieben weitere Männer erst nach Sofia. Von dort aus geht es weiter nach Rheda-Wiedenbrück. Am Ziel angekommen, zeigt ihnen der Fahrer die Fabrik und die Unterkunft.







Fleischverarbeitung bei Tönnies in Rheda-Wiedenbrück. Bis zu 20 000 Tiere werden am Tag zerlegt, verpackt und an die Discounter geliefert

Den wahren Preis für das Billigprodukt Fleisch zahlen die Tiere in Massenhaltung und das Heer von meist osteuropäischen Arbeitern. Milen Gospodinov lernt schnell, wie man ruhig und sicher mit dem Fleischermesser schneidet. Was ihm der Meister sagt, das macht er. Nach einem Monat bekommt er eine neue Position und wird vom kleineren an ein größeres Fließband gestellt. Für ihn ein Aufstieg in der Hierarchie. Aber wenn er abends zu Hause anruft, hört er im Hintergrund seinen fünfjährigen Sohn weinen. Er ruft: "Tati, Tati", bulgarisch für "Papi, Papi".

Im April 2014 holt er seine Frau und seinen Sohn nach Deutschland. Gemeinsam mit einem Kollegen und dessen Frau mieten sie eine kleine Wohnung in Harsewinkel, knapp 30 Kilometer entfernt von Rheda-Wiedenbrück. Am Anfang haben sie keine Möbel. Nach und nach kaufen sie über Kleinanzeigen gebrauchte Tische, Stühle, Bänke und Schränke.

Gemeinsam mit seiner Frau macht Gospodinov einen Sprachkurs. Einen Monat lang geht er jeden Tag von 9 bis 11 vor der Arbeit in der Fleischfabrik zum Deutschkurs. Er lernt buchstabieren, zählen, schreiben. Mit ein paar Worten kann er sich nun vorstellen: "Mein Name ist Milen. Ich komme aus Bulgarien. Ich bin verheiratet. Ich habe ein Kind."

Auf den Spaziergängen, auf Trödelmärkten, im Deutschkurs macht Milen Gospodinov aus seinem Arbeitsort langsam einen Ort zum Leben. Deutschland und er gewöhnen sich aneinander.

Rheda sei der perfekte Ort, wenn man wenig Geld habe. Immer was los, jeden Sonntag ein Trödelmarkt oder ein Konzert. Milens Lieblingsort ist der Flora-Westfalica Park, ein drei Kilometer langer Park mit einem riesigen Spielplatz, dessen Seile sich wie Spinnenbeine über den Sand spannen. Ein Café, ein Teich, ein Wald. Sonntagsspaziergänge sind für ihn damals ein Ausgleich zur Arbeit am Fließband: "Irgendwie musst du den Kopf leeren", sagt er.

Die Arbeit in der Tönnies-Fabrik gibt er irgendwann einfach auf. Seine polnische Vermieterin besorgt ihm den Kontakt zu einer Frau, die Jobs gegen Geld vermittelt. Milen bezahlt 200 Euro. Er nimmt fünf Tage Urlaub bei Tönnies für das Probearbeiten in einer Frikadellenfabrik. "Super Arbeit!", denkt er sich nach dem ersten Tag. Hier darf er sogar jederzeit auf die Toilette gehen. Bei Tönnies wäre das undenkbar gewesen. Nachdem er den neuen Vertrag unterschrie-

98

ben hat, geht er nicht mehr zu Tönnies. Er kündigt nicht: "Das machen alle so", sagt er. Nur noch eine Narbe unter dem linken Auge erinnert Gospodinov an die Zeit bei Tönnies. Ein Arbeitsunfall. Das Fleischermesser verfehlte knapp sein Auge.

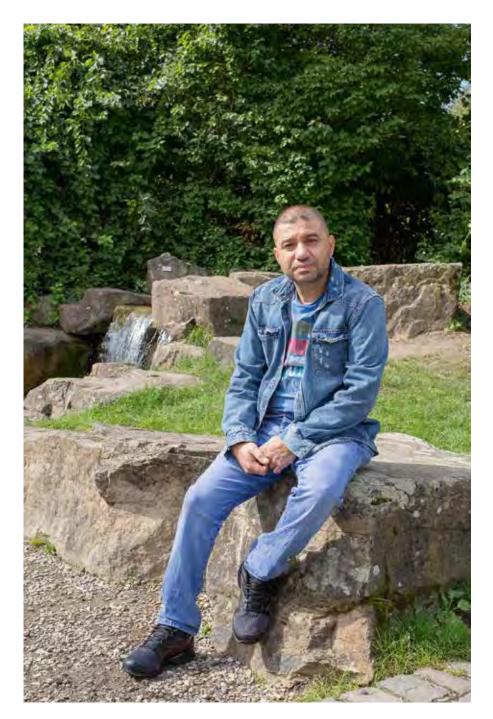
Schnell läuft Gospodinov heute in Jeansjacke, Jeans und Turnschuhen durch den Flora Westfalica-Park. Noch immer fährt er mit seiner Familie hierher. Um den Bau seiner Garage zu finanzieren, hat Milen einen weiteren Kredit aufgenommen. Abends wäscht er Teller in einem italienischen Edelrestaurant. Immer wieder benutzt Gospodinov das Wort integrieren. Ohne Integration gehe es nicht, sagt er. Eine Bulgarin gibt ihm damals den entscheidenden Tipp: "Wenn du aufsteigen möchtest, musst du wie ein Deutscher denken". Sie bringt ihm bei, wie er mit einem deutschen Kopf denkt, so drückt er es aus. Für ihn bedeutet das: Geld sparen.

An manchen Tagen schmerzen ihm noch immer die Arme von der Arbeit am Fließband. Trotzdem sagt er: "Tönnies ist ein Start." Eine Möglichkeit, um ohne Sprachkenntnisse in Deutschland anzufangen.

Seitdem er zwei Jobs hat, ist Stress sein ständiger Begleiter. Auch heute hat er wenig Zeit. Zurzeit gibt es viele Hochzeiten, auch heute Abend. Milen hat keinen einzigen Ruhetag, keinen Tag, an dem er nicht zur Arbeit fährt. Nächstes Jahr hat er die Garage hoffentlich abbezahlt: "Dann möchte ich weniger arbeiten und wieder mehr spazieren gehen", sagt er.

Von einem eigenen Haus haben die Gospodinovs schon in Bulgarien geträumt. In Deutschland setzten sie ihren Plan in die Tat um. Auf der Terrasse steht der Grill. Hier sitzt die Familie gemeinsam abends mit den bulgarischen Nachbarn und Freunden zusammen. Vieles ist noch nicht fertig. Gospodinov möchte noch eine Badewanne kaufen, seine Frau Mosaiksteine in der Küche kleben.

Gospodinov kommt mit einer Hand voll reifer Himbeeren aus seinem Garten. Neben dem Himbeerstrauch wachsen drei Sorten Tomaten. Besonders stolz sind die Gospodinovs auf die Cherrytomaten. Einige hängen noch grün am Strauch. Die Sonne war rar in den vergangenen Tagen. Solche Tomaten werden in Bulgarien zu fast jeder Mahlzeit gegessen. Ein Stück Heimat in Herford. In Jogginghose geht Milen Gospodinov über den frischen Rasen. Für das Foto zu diesem Artikel möchte er sich eine andere Hose anziehen. "Milen, du bist hier zuhause. Du musst dich nicht umziehen", sagt seine Frau.



Milen Gospodinov hier einmal ungewöhnlich entspannt: seine Woche kennt nur sieben Tage Arbeit.





ANNA-SOPHIE BARBUTEV & TEONA MSKHVILIDZE

waren fünf Tage im bulgarischen Dorf Borovan und in Herford unterwegs. Aus Angst vor Konsequenzen wollten viele Tönniesmitarbeiter nicht mit uns sprechen. Schließlich stießen wir auf Milen Gospodinov und Plamen Valyovski, die beide ihre Geschichte erzählen wollten, damit sich etwas ändert.

In Halling

TEXT: TORBEN BECKER FOTOS: ARISTIDIS SCHNELZER

Corona tötet Kirmes. Wird das Karusell sich weiterdrehen? Einer hat einen Plan. Der Mann heißt Alexius, genannt der Beste.





Wie fühlt es sich nochmal an, das süße Nichts der Zuckerwatte, der Schwindel nach der Raupenfahrt, das Knacken des kandierten Apfels, der Bummel durch das Lichtermeer?

Fast hätten wir's vergessen. Denn Corona legt die Volksfeste lahm und verbannt auch die Kirmes aus der Stadt

Anfang September ist der Parkplatz vor dem Hattinger Rathaus eingezäunt. Dahinter werkeln Männern mit dicken Armen und Bäuchen in Arbeitshosen und weißen T-Shirts. Es ist Mittag. Da greifen von außen sechs kleine Hände in die Zaunmaschen. Schon länger sind die drei Kinder mit ihren Rollern um die Absperrungen gefahren. Ein Junge fragt: "Wann geht's endlich los?"

In drei Tagen, dann sollen hier die "Funny Days" sattfinden. Hoffentlich. Mit Losbude und Technogewummer. Weil Andreas Alexius nicht locker lässt.

Gerade stapft er mit breiten Schritten über den Platz. Er ist hier der Chef, das sieht man gleich, die anderen Schausteller blicken auf, wenn er Ansagen macht. Zum x-ten Mal schrillt ein Feueralarm in seiner Hosentasche, er kramt sein Handy hervor, legt es sich ans Ohr, runzelt angespannt die Stirn. Bevor es losgeht, muss er noch mit vielen sprechen – Politkern, Beamten, Kollegen.

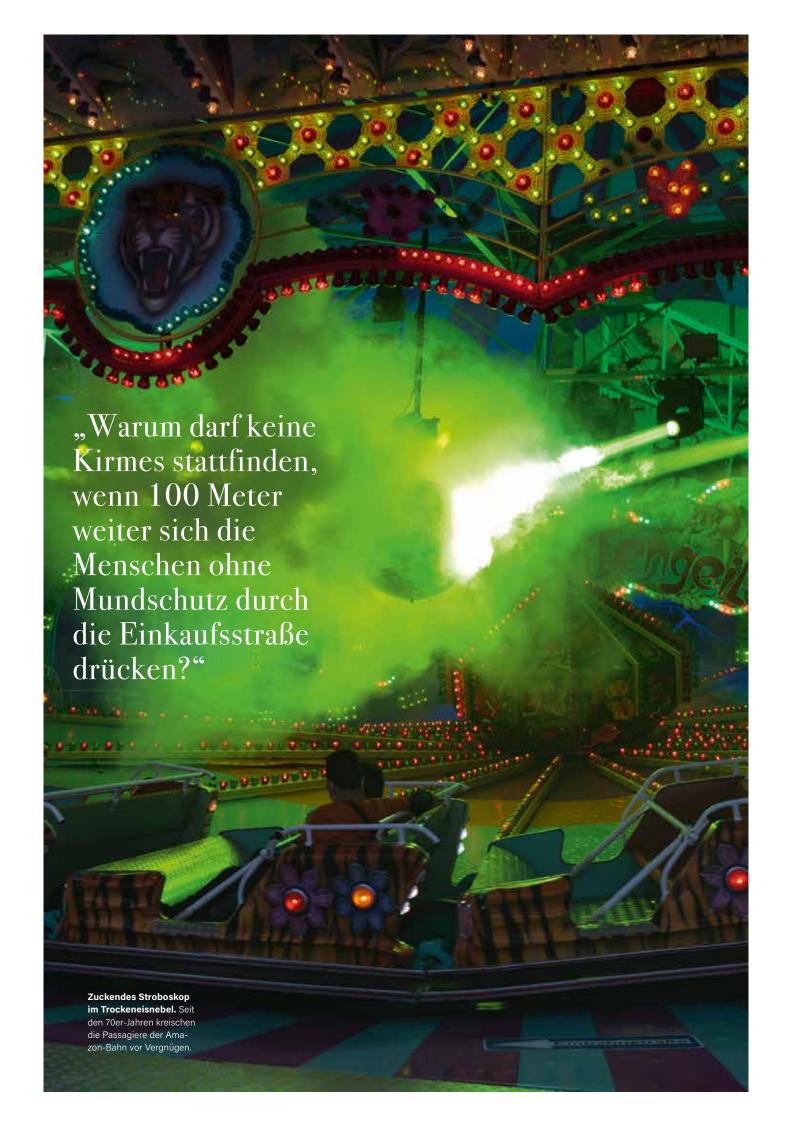
Wird die Kirmes trotz der neuen, strengen Corona-Verordnungen stattfinden können? Alexius hat ein Hygienekonzept vorgelegt und die Hattinger Kirmes in einen "temporären Freizeitpark" verwandelt, mit Zaun, Security und kontrolliertem Einlass; er hofft, dass die Prüfer der Stadt mitziehen.

Er weist die LKW der neuen Fahrgeschäfte ein, kuppelt den Anhänger seines Kollegen Dirk Plagmann an seinen Geländewagen und rangiert dessen Bude rückwärts passgenau zwischen Air-Race und Waffelstand. Männer rufen durcheinander, flache Hände klatschen auf Metall. Stopp! Passt. Und weiter. Ey, hier hinten fehlt noch eine Steckdosenleiste. Ey, pack mal mit an. Ey!

Ein Schatten liegt auf dem Parkplatz. Im Süden steht der hohe Rathausturm aus grünem Sandstein und verdeckt die Sonne. Am Rathaus vorbei führt die Roonstraße ins Zentrum – ein Idyll aus verwinkelten Straßen und niedrigen Fachwerkhäusern, in denen deftig gegessen und Wein aus Römergläsern getrunken wird. Hattingen, südliches Ruhrgebiet, kaum zu glauben, dass der rußige Pott nur 25 Minuten mit der Bahn entfernt ist.

Alexius ist einer, der nicht stillsitzen kann. Und schon gar nicht ist er jemand, der sich vor Corona wegduckt. "Da sollen wir einfach zugucken?", fragte er schon im Sommer, zugucken, wie die Politik die Branche gegen die Wand fahren lässt?

Mit dem Lockdown Mitte März war Sense. Schlagartig stand das 1200 Jahre alte Gewerbe des fahrenden Volkes und der fliegenden Bauten still, noch ehe es so richtig aus seiner Winterpause erwachte. Stillstand, Monat für Monat. Längst sprechen die Schausteller von einem Berufsverbot. Zwischen dem Klappern der Werkzeuge und den Rufen der Arbeiter hört man immer wie-



der diese beiden Wörter: "Zweierlei Maß". Sie fühlen sich ungerecht behandelt. Denn auch, als der Lockdown endete, Firmen wieder hochfuhren und Schulen öffneten, fanden weder Kirmessen noch Volksfeste statt.

Nun aber sollen sich die Karussells in Hattingen endlich wieder drehen, die Teenis wieder kreischen und die Rekommandeure mit ihren nuscheligen Stimmen das Publikum zur nächsten Fahrt überreden. Es ist Dienstag. Am Freitag kommen Feuerwehr, Ordnungsamt und Bauamt zur endgültigen Abnahme. Alexius stapft über den Platz.

Normalerweise wird man Schausteller, weil man in eine Schaustellerfamilie hineingeboren wird. Alexius ist Quereinsteiger. Mit 16 lernte er Evelyn Alexius kennen, Tochter eines Autoskooter-Betreibers; es war Liebe auf den ersten Blick. Er hing seinen Job als KFZ-Mechaniker an den Nagel, heiratete in die Familie ein und nahm ihren Namen an, gemeinsam bespielten er und Evelyn fortan mit dem Alexius-Autoskooter den Ennepe-Ruhr-Kreis. Rund 30 Kirmessen bereisen sie in einer normalen Saison.

Und weil er so gut und selbstbewusst reden kann, weil er mit zig Bürgermeistern per Du ist und ein Näschen hat für gute Geschäfte, wurde er im Lauf der Jahre immer mehr zum Veranstalter. Längst organisiert er Schützenfeste, Kirmessen, Vereinsfeste.

Und jetzt also diese Pop-Up-Freitzeitparks, mit Einlasskontrolle, Abstandsregeln, Hygienekonzept, Maskenpflicht. Bevor Alexius mit seinem Autoskooter nach Hattingen kam, hatte er schon drei dieser Parks veranstaltet und immer wieder sein Konzept verbessert – zuerst in Hagen, dann Witten und Gevelsberg.

Seit Witten begleiten ihn dieselben Schausteller, Kollegen, die in der Krise, noch einmal zusammengewachsen sind. Da ist der kräftige Plagmann mit seinen Basketball- und Knödel-Wurf-Buden. Marcus Platterer vom X-Force, dem modernsten Karussell am Platz, das sich auf Knopfdruck innerhalb einer Stunde auseinanderfalten lässt, Dennis, Alexius' treuer Gehilfe, da sind Nathalie und Wilbert Strothenke von der Piratenbar. Aus Kollegen wurden Freunde.

Dienstagnachmittag. Dirk Plagmann klappt mit seinem Sohn die mittlere Front seines Geschäfts auf. Überlebensgroße Basketballer sind darauf geairbrusht. Er lehnt sich an seinen Geschäftstresen. Breite, schwarze Hosenträger rahmen seinen wuchtigen Bauch, über dem er jetzt die Arme verschränkt.

"Wieso darf keine Kirmes stattfinden, wenn sich 100 Meter weiter die Menschen ohne Mundschutz durch die Einkaufsstraße drücken?", fragt er. Er erwartet keine Antwort. Stattdessen blickt er herausfordernd durch seine getönte Brille. "Ich sach dir mal wie das läuft", beginnt Plagmann und erklärt die Misere seiner Branche.

"Ich kann das für mich nicht eruieren", sagt er mit brummiger Stimme und meint, er verstehe nicht, was da gerade abläuft, fasst sich dabei mit seinen massigen Händen an die Stirn, als wolle er so den Irrsinn vertreiben,



"Bitte Abstand halten", rufen die Rekommandeure jetzt öfter durch die Lautsprecher als: "Bitte einsteigen, noch ne Runde."



"Die Produktion von Sicherheit hatten wir Schausteller schon immer drauf", sagt Albert Ritter, Präsident des Deutschen Schaustellerbundes.

Er hat auf fast alles ein Antwort. Dirk Plagmann sitzt in seiner Knödel-Wurf-Bude und wartet auf Kundschaft.



der gerade in der Welt ist. Schausteller, sagt er, wollen arbeiten für ihr Geld und es nicht vom Staat bekommen. Hartz IV sei für viele keine Option. Ihr Stolz ist schwer und groß.

Wie viele Schausteller und Schaustellerinnen ist Plagmann auf der Kirmes aufgewachsen. Seine Großmutter zog mit einer Tierschau durchs Land. "1902 wurde das das erst Mal dokumentiert, geht aber weiter zurück", sagt er. Dann übernahm seine Mutter und zog ihn auf den Touren über Jahrmärkte groß. Mit 18 machte er sich mit einem Pizzawagen selbstständig. Später folgten Kinderkarussell, Geisterbahn, Spielzeug- und Fischverkauf. 34 Jahre lang zog er vom Hamburger Dom aus, seiner Heimatkirmes, durch Deutschland und Österreich. Nun ernähren ihn seit acht Jahren der Basketballstand und das Knödel-Werfen, das er am Vortag neben Alexius' Autoskooter aufgebaut hat. Dort kann man gelbe Schaumstoffbälle auf rotierende Scheiben schmeißen und mit etwas Geschick einen roten Plüschdrachen gewinnen.

"Das ist doch eine ganz einfache Sache. Kirmes ist unser Leben und das schützen wir", sagt Plagmann und lehnt sich wieder etwas zurück. Bangen und Zuversicht liegen in der Krise oft nahe beieinander.

Während Plagmann klönt, steht Dennis – seinen Nachnamen will er nicht sagen – auf der Fahrbahn des Autoskooters. Seit 22 Jahren baut er mit Alexius und dessen Söhnen den Autoskooter von April bis Oktober immer wieder auf und ab. Oft bleibt ihnen dafür nur eine Nachtschicht, bevor am nächsten Abend in einer neuen Stadt im Ruhrgebiet die Musik wummert und die kleinen Autos gegeneinander krachen. Heute hier, morgen dort. Dennis mag sich kein anderes Leben vorstellen.

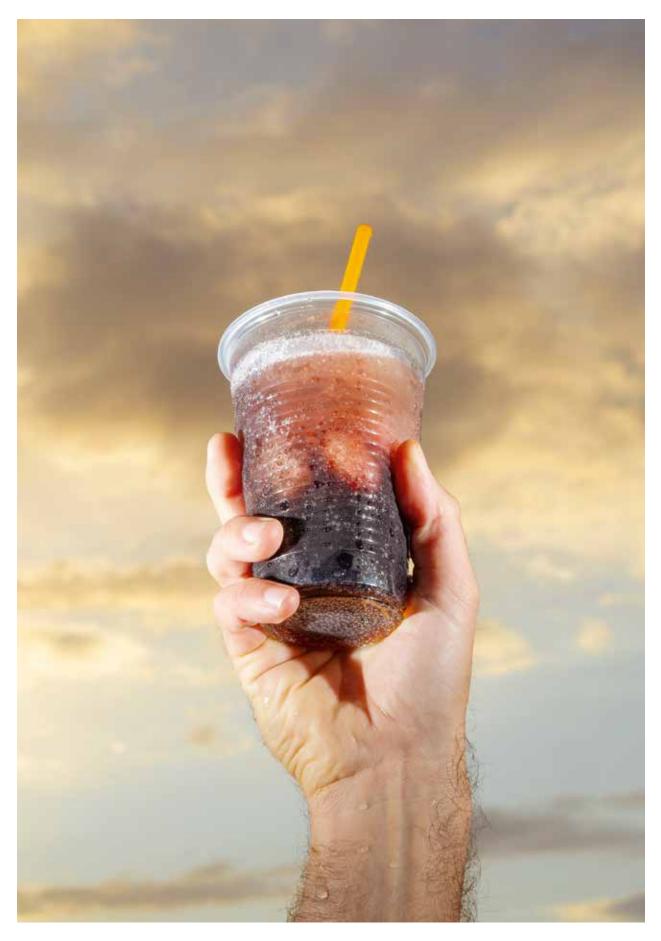
Literweise kippt er Scheuermilch auf die glatten Metallplatten und schiebt die Poliermaschine los, die mit ihrem rotierenden Schwamm den Boden schaumig schrubbt. Immer nur ein paar Quadratmeter. Dann spritzt er den Schaum mit einem Hochdruckreiniger seitlich unter die Außenverdeckung. Zitronenduft sammelt sich unter der weiten Deckenplane. Fünf Stunden lang schrubbt und poliert Dennis die leere Fahrbahn und die geriffelten Außenbleche. "Pflege ist alles", sagt er, zieht an seinem Dampfer, einer Art überdimensionaler E-Zigarette, und stößt eine gewaltige Qualmwolke aus.

Schon sein Onkel und sein Vater haben bei Alexius gearbeitet. "Papa, das was du machst, will ich auch machen", sagt er knapp, als er sich daran erinnert, wie er auf der Kirmes angefangen hat, mit 16.

"Zu meinen Hauptaufgaben zählt jetzt auch, dass ich immer sagen muss: Ey, Maske anziehen", sagt er. Dann stellt er die Poliermaschine wieder an. Ohne Maske dürfen die Gäste noch nicht mal mehr auf die Außenplattform des Autoskooters, dort, wo sonst die Jugendlichen rumlungern, kreischen und flirten.

Vielmehr redet Dennis nicht. Jeder Handgriff muss sitzen an dem Autoskooter, den er auswendig kennt.





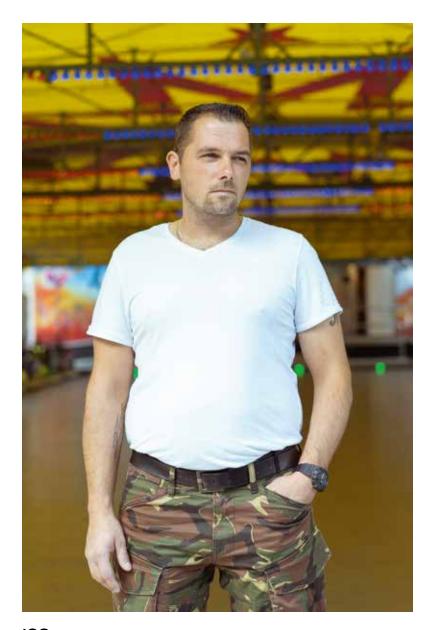
Nichts für Feinschmecker: In Fett gebackene Käsespieße mit Sauce Hollandaise oder eiskaltes Zuckerwasser – was es hinter die Maske schafft, verklebt den Gaumen.

Er konzentriert sich. Wie Alexius trägt er ein weißes T-Shirt, das in seiner Tarnfleckhose steckt.

Mit seiner Freundin, Maria, ihren Namen hat er verschnörkelt in einem Rosenkranz auf seinen linken Unterarm tätowiert, wohnt Dennis auf Tour in einem kleinen Trailerapartment: Enge Kochnische, schmale Sitzecke, gedrungenes Bad. Maria leitet einen Discountmarkt, in ihrer freien Zeit ist sie aber immer bei Dennis, meistens auf der Kirmes.

Es gibt wenige Menschen, die die aktuelle Lage der Schausteller besser überblicken als Albert Ritter. Er war zuletzt viel unterwegs, hat für die Schausteller Demonstrationen in Berlin, München und Stuttgart organisert. Jetzt sitzt er mit leichten Schatten unter den Augen in einer Bar in Essen, bestellt einen Kaffee und Brötchenhälften mit Käse und Salami. Ans Revers seines blauen

Ein Leben für die Kirmes. Seit 22 Jahren baut Dennis den Autoskooter immer wieder auf und ab. Schon sein Vater und sein Onkel haben für Alexius gearbeitet.



Anzugs hat er den Landesverdienstorden von Nordrhein-Westfalen gepinnt. Er lebt davon, Glühweinstände auf Weihnachtsmärkten und Volksfesten zu betreiben, und er ist der oberste Lobbyist der Branche: Seit 2003 ist er Präsident des Deutschen Schaustellerbundes, seit 2006 der Europäischen Schausteller-Union. Beides sind Ehrenämter.

Fragt man ihn, was er mit der Kirmes verbindet, dann schwärmt er von der "Philharmonie des kleinen Mannes". Alle Schichten, ob Professor oder Maurer, kämen hier zusammen, auf Bierbänken und an Imbissbuden, von den Fliehkräften im Breakdance oder der Raupenbahn aneinander gedrängt. "Daraus entstehen Partnerschaften, Ehen sogar", sagt er. Das habe er oft erlebt in seinen 66 Jahren Rummelerfahrung.

Und wie ist jetzt die Lage für die Schausteller? "Beschissen wäre noch geprahlt", sagt er und beißt in sein Käsebrötchen. Die Schausteller hockten daheim und pflegten ihre Buden, die jetzt zum Großteil in Lagerhallen eingemottet seien. Die Reserven seien aufgebraucht, die Nerven lägen blank, Perspektiven gebe es keine. "Das ist der absolute Stillstand."

Der Ball liege jetzt bei der Politik. Er habe mit Laschet, Esken, Walter-Borjans und mit Spahn gesprochen. "Wir erwarten von der Politik mehr aktive Hilfe", sagt Ritter. Deshalb fordert er eine Lockerung der Hygieneregeln für die Schausteller. Auch wenn die Pop-Up-Freizeitparks keine Gesamtlösung bieten, zeigen sie, "dass wir Kirmes mit Hygienschutzmaßnahmen können. Die Produktion von Sicherheit hatten wir Schausteller schon immer draut."

Die neuen Pop-Up-Freizeitparks wie in Hattingen werden niemals die Größe der Jahrmärkte erreichen, mit ihren Millionen von Besuchern. Aber sie bieten den Schaustellern eine Möglichkeit, eine Kirmes mit 30 oder 40 Geschäften zu veranstalten. Sie sind ein Rettungsanker – aber nur für wenige.

Als im Mai 2020 Freizeitparks wie das Phantasialand oder der Europa-Park wieder öffneten, dachte sich nicht nur Andreas Alexius: Das können wir auch. "Wenn wir das Einzäunen und Eintritt verlangen, dann ist das doch ein Freizeitpark", sagt er. Alexius' erster Pop-Up-Freizeitpark, der Hago Rado in Hagen, eröffnete Anfang Juli.

Aber die Kommunen sind noch vorsichtig. Eine Veranstaltung mit mehreren hundert oder mehreren tausend Menschen in der eigenen Stadt? Mit Corona? Und wer soll sich überhaupt darum kümmern?

In diese Lücke springt Alexius. Er hat ein Konzept geschrieben, das den Bedürfnissen der Kommunen angepasst werden kann. Damit möchte er in Serie gehen, denn die Nachfrage von den Bürgermeistern und Bürgermeisterinnen ist da. Sie wollen Vergnügen, Spaß und Freizeit in ihren Städten – Corona-sicher. 5.000 Euro will er Kommunen einmalig in Rechnung stellen, wenn sie sein Konzept umsetzen. "Wir mussten uns Gedanken machen, wie wir überleben", sagt Alexius. Das Konzept lässt er gerade von seinem Anwalt urheberrechtlich schützen.



Im Autoskooter nur mit Maske. Trotz Corona sind die Autoskooter das Highlight auf der Kirmes. Für Teenis die beste Kontaktbörse.

Ob die Weihnachtsmärkte
stattfinden, weiß
noch niemand.
Aber Alexius hat
auch dafür schon
ein Konzept in
der Schublade.

Freitagabend schallen Fanfaren über den Rathausparkplatz. In purpurrot-weißen Trachten, am Schlapphut eine weiße Feder eingesteckt, steht der Hattinger Fanfarenzug in Formation zwischen Autoskooter, X-Force und Backfischbude. Gellendes Kindergeschrei mischt sich zwischen das Trompeten, schon riecht es nach Bratfett und Zucker. Die ersten Jetons klackern über die Tresen der Fahrgeschäfte.

Am Mittag waren drei Prüfer von Bauamt, vom Ordnungsamt und von der Feuerwehr da, um die Anlage zu inspizieren. Abstände, Fluchtwege und Zufahrten wurden begutachtet, Feuerlöscher auf Tauglichkeit geprüft. Es nieselte. Sie hatten nichts zu beanstanden. Alexius war erleichtert. Es konnte nun losgehen. Fünf Tage Kirmes lagen vor ihm.

Die Fanfaren verklingen, Alexius tritt in den Kreis aus Besuchern und Besucherinnen und greift zum Mikrofon. Er hat seine Arbeitsklamotten gegen Anzughose und taubenblaues Hemd getauscht. "Danke, dass wir hier sein dürfen", beginnt er. "Die Anzahl des Publikums zeigt, wie wichtig eine solche Veranstaltung für Hattingen ist." Alexius lobt die Schausteller und die Stadt, im ganzen Kreis Hattingen gebe es zu diesem Zeitpunkt nur zwei Corona-Infektionen. Und reicht das Mikro weiter an den Bürgermeister.

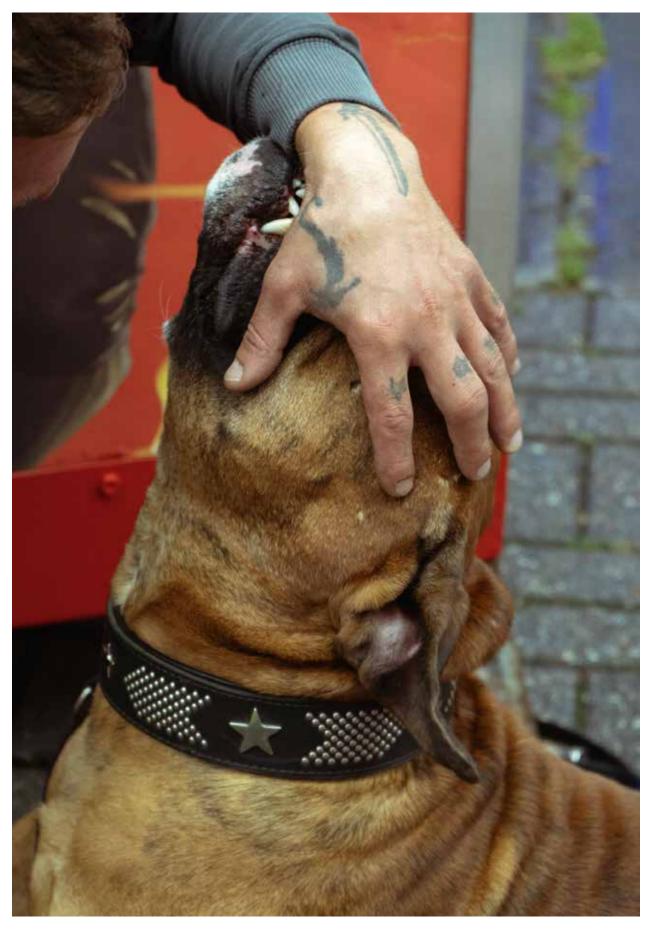
Allmählich bringen die schrillen Lichter die Kirmes zum Leben, Stroboskope zucken durch Trockeneisnebel, Teenagergeschrei keift aus den rotierenden Kabinen des X-Force. Und während Alexius mit dem Bürgermeister plaudert und die Frauen hinter den Verkaufstresen stehen und Eis, Bratwurst, Pommes, Crêpes und Fahrspaß verkaufen, stehen die Männer um einen Tresen hinter der Piratenbar und trinken Radler. Mit verschränkten Armen lehnen sie nebeneinander, feixen mit rauen Stimmen, rauchen und beobachten das Gewusel zwischen ihren Buden. "Kommt das Bier eigentlich vom Häuptling?", fragt einer und hebt das Glas. Kommt es. Normalerweise wird zur Kirmeseröffnung ein Fass Freibier angestochen, jetzt lässt Alexius ein paar Runden an der Bar springen.

An diesem Abend und an jedem der nächsten Tage werden an die 3000 Menschen über die Kirmes schlendern, Raupenbahn fahren, Käsespieße essen und so tun, als sei das Leben wieder ein bisschen normal.

Evelyn Alexius' Stimme schallt aus den Boxen des Autoskooters. "Die Masken richtig aufsetzen und über die Nase ziehen", nuschelt sie mit verstellter, tiefer Stimme. Diese Durchsage macht sie jetzt häufig.

Sie sitzt erhöht im "Control Center" und tauscht Euros ein gegen türkisfarbene Jetons. Sie trägt Jeans, einen glitzernden Pulli und versinkt in einem roten Chefsessel. Links und rechts flirren die Bildschirme von Musikcomputer und Überwachungskamera. Hier drin sieht es aus wie auf der Brücke eines Raumschiffes, nur ist es gemütlicher.

Gruppen aufgetakelter Jungs und Mädchen treten vor die Luke, die ihnen bis zum Kinn reicht, knallen



Gezeichnet vom Leben: Marcus Platterer krault seiner Bulldogge Akon vor dem Kassenhäuschen die Schnauze.

110

ein paar Münzen auf den Tresen, eine Fahrt 2 Euro, vier Fahrten 6 Euro. Verschwinden kichernd mit ihren Plastikjetons, Schwaden billigen Parfüms hinter sich herziehend. Manche vergessen in ihrer Aufregung das Wechselgeld, dann ruft Evelyn Alexius sie über Lautsprecher aus.

Ein Horn ertönt, die nächste Runde steht an, zweieinhalb Minuten, es geht los. Wie einsame Disco-Seelen drehen sich die kleinen, bunten Autos im Blitzen der Lichter umeinander, drängeln sich ab, krachen frontal zusammen und lösen sich wieder. Der Bass aus den Boxen erdrückt das Gekreische.

Evelyn Alexius mag die Teenager. "Die wollen wieder raus, was erleben", sagt sie, sie wollen flirten und sich durchschütteln lassen, einander beeindrucken, manchmal zum Preis einer blutigen Nase, wenn die Jungs am Rand des Autoskooters aneinander geraten. Sofort sind die Schaustellern mit ihren dicken Unterarmen zur Stelle, ziehen sie auseinander und werfen sie raus. Wieder ins Dunkel vor den Zaun. In die öde Corona-Nacht.

Auf der Autoskooterkasse, unter dem Bildschirm, klebt an der Kante ein schmaler Sticker. "Der Beste". Alexius hat ihn dorthin geklebt, ein Spaß, aber nicht nur. Er würde nie offen sagen, er sei der Beste, räsoniert Evelyn, aber ihr Mann gehe nun einmal voran, mache den anderen Mut und sage ihnen, sie sollten keine Angst haben, Fehler zu machen.

Gegen 22 Uhr verstummt die Musik. Dennis parkt die bunten Autos ordentlich in zwei Reihen, holt die Jetons aus ihren Bäuchen und weicht sie in einem Eimer mit Desinfektionsmittel ein, Plagmann lässt das Rollo bei seinem Knödel-Wurf-Stand herunter, Macus Platterer, der tagsüber im X-Force-Kassenhäusschen mit Akon, seiner Bulldogge-Mastiff gesessen und drei Schachteln Marlboro weggeraucht hat, lockt den Hund aus dem Häuschen und schließt ab. Dann machen sich alle auf zu ihrem Nachtquartier.

Auf einem dunklen Parkplatz in der Nähe haben sie ihre Wohnmobile, Zugmaschinen und Traileranhänger wie Tetrissteine ineinander verschränkt und mit rotweißem Flatterband umzäunt. So schrill, so grell, so ohrenbetäubend die Kirmes ist, so bescheiden ist dieses dunkle Quartier, das sie gemeinsam bezogen haben. Sie wünschen einander Gute Nacht und ziehen die Türen hinter sich zu. Dann ist es still.

Viele Menschen brauchen die Kirmes. Jährlich werden fast 8 Milliarden Euro auf Volksfesten umgesetzt, ein Drittel davon auf Weihnachtsmärkten. Rechnet man alles zusammen, die Schausteller, die Security-Firmen, die benachbarten Einzelhändler, die vom Rummel profitieren, die Lieferanten von Bratwürsten und Bier, dann hängen über 55.000 Jobs an den Volksfesten, die jährlich rund 440 Millionen Euro an Steuern und Gebühren in die Kassen der Kommunen spülen.

In Hattingen stehen 26 Buden luftig auf dem rund 6000 Quadratmeter großen Parkplatz, das entspricht annähernd der Größe eines Fußballplatzes. Pro Besucher hat Alexius 7 Quadratmeter berechnet. Zieht man die Flächen für die Karussells, Imbissstände und Toiletten ab, dann dürfen sich gut 600 Menschen gleichzeitig auf dem Gelände aufhalten. Genug Platz, um sich sicher zu fühlen. Im September trauten sich mehr Menschen auf den Rummel als im Juli.

Der Eintritt – 1 Euro pro Person – finanziert Desinfektionsmittel, Bauzäune und die Männer von der Security. Die Abstandsregeln sind auf den Boden mit Kreide gesprüht, Plastikplanen sorgen zwischen den Menschen an einigen Buden für Distanz. Der Parkplatz ist penibel ausgemessen, jedes Geschäft, von der Sahara-Rally über die Amazona-Bahn bis zur Crêpes-Bude, hat seinen Platz.

Wird es reichen? "Wir brauchen einen Impfstoff", sagt Alexius. Ein weiteres Jahr ohne Jahrmärkte würde die Branche nicht überleben. Die Angst vor einem zweiten Lockdown ist groß.

Am nächsten Tag nieselt es wieder. Unbeseelt wirkt der Platz am Morgen, als würde die kleine bunte Welt ihren Atem anhalten. Dennis ist schon auf den Beinen und schmiert die dicke, schwarze Außengummierungen der Autos ab, damit die sich beim Gerangel nicht so schnell abnutzen. Mit einem Besen trägt er mit Talkum vermischten Tapetenkleister auf, ein weißer Schleim, der allmählich zu einem durchsichtigen Film trocknet. Dann prüft er mit einem 17er-Schlüssel die Muttern an den Stromabnehmern. "Pflege ist alles", wiederholt Dennis, nur wer pflegt, vermeidet Unfälle.

Ab 14 Uhr schiebt die Security die Absperrgitter zur Seite und lässt die ersten Besucher ein. Schwer liegt der Bass der Technoschlager wieder auf dem Platz, Blinklichter kämpfen gegen den hellen, wolkenverhangenen Himmel, Clueso trällert: "Und es ist alles ok, alles gut, Augen zu, Flugmodus an."

Andreas Alexius hat jetzt ein bisschen Zeit. Er sitzt an der Piratenbar und trinkt Kaffee. Er ist zufrieden. Wenn das so weiter geht, werde er mit seinem Konzept gut durch das Jahr kommen. Er weiß, wie gefährlich das Virus ist, aber Alexius ist niemand, der sich hinlegt und stirbt. Dass man mit Fleiß und Ehrgeiz durchs Leben kommt, scheint ihm ein Naturgesetz.

Den Beweis sieht er in Hattingen. "Wenn die Schausteller demonstrieren wollen, dann sollen sie wie wir eine Kirmes machen." Seit rund 580 Jahren werden hier Kirmessen gefeiert. Und auch 2020. Trotz Corona.

Nach Hattingen wird Alexius seine nächste Zaunkirmes in Hagen-Haspe veranstalten. Wie es dann weitergeht, das weiß er noch nicht, aber dass es weitergehen wird, das weiß er sicher. Während viele noch rätseln, ob Weihnachtsmärkte stattfinden können, habe er schon eine Lösung parat: "Dafür liegt bei mir zuhause auch schon ein Sicherheitskonzept in der Schublade", sagt er und klopft mit den Knöcheln auf den Holztisch.





TORBEN BECKER &

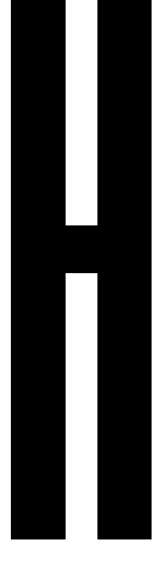
ARISTIDIS SCHNELZER Torben Becker und Aristidis Schnelzer wurden von Andreas Alexius eingeladen, nicht nur die Funny Days in Hattingen zu begleiten, sondern unter Schaustellern und Schaustellerinnen zu wohnen. Sie bezogen ein kleines Zimmer mit Stockbett in dem Trailer, in dem auch Dennis mit seiner Freundin Maria wohnt. Der Arbeitstag auf der Kirmes beginnt auf der Kirmes zwischen 8 und 10 Uhr morgens und reicht bis spät in die Nacht, Für Becker und Schnelzer war es die erste Kirmes seit langer Zeit, sie führen Autoskooter, aßen Bratwurst und Zuckerwatte, gewannen eine Sektflasche am Schießstand. Wie es für die Branche weitergeht, bleibt unsicher, Nach der Recherche durften aufgrund steigender Infektionszahlen erste Pop-Up-Freizeitparks nicht öffnen.

STIRB LANGSAM

Niedrigwasser bedroht die Elbe:

Niedrigwasser bedroht die Elbe: Auenwälder verdursten, Schiffe laufen auf Grund, Fischernetze bleiben leer. Was ist los mit Deutschlands wildestem Strom?





Holz klatscht aufs Wasser. Wellen rollen ans Ufer. Es ist früh am Morgen. Im schmalen Kahn von Fischer Gernot Quaschny wuseln vier kleine Jagdhunde. Aufgeregt springen sie von hinten, wo Quaschny am Motor sitzt, nach vorne, über den Schoß seines Gehilfen Herrn Westphal, hinab auf den Holzboden. Hunderte Wollhandkrabben tummeln sich in blauen Tonnen, klettern an den Plastikwänden um ihr Leben, stürzen wieder ab.

Elbkilometer 382, Sachsen-Anhalt, nahe Tangermünde. An diesem Dienstagmorgen im September ist Gernot Quaschny zum letzten Mal für dieses Jahr ausgefahren, um seine zwanzig Reusen einzuholen. In den langen, schlauchförmigen Netzen haben sich Aale, verfangen, ein paar Krabben, manchmal auch ein kleiner Wels. Viel zieht Quaschny nicht aus dem Wasser. Die Saison ist vorbei. "Es war kein gutes Jahr", sagt er. So wie schon die Jahre zuvor. Denn der Elbe fehlt das Wasser.

Wie an jedem Morgen hatte Quaschny kurz nach fünf Uhr auf sein Smartphone geschaut und den Pegelstand der Elbe abgerufen. "Heute sind es 1,7 Meter. Ideal wären drei", sagt der Fischer. "Das dritte Jahr Niedrigwasser, langsam geht es an die Existenz."

2020 ist das dritte Dürrejahr in Folge mit warmen Wintern und trockenen Sommern. Die Elbe, nach Donau und Rhein der drittlängste Fluss Mitteleuropas, leidet unter extremem Niedrigwasser. Doch woran liegt es? Am Klimawandel? Oder daran, dass der Mensch immer stärker in das Ökosystem dieses Flusses eingegriffen, ihn begradigt und eingeengt hat?

Über diese Frage und darüber, was mit Fluss geschehen soll, streiten besonders diejenigen, die an der Elbe leben und arbeiten. Es sind Menschen wie Gernot Quaschny, oder der tschechische Kapitän Jaroslav Batista, der mit seinem Schiff auf der Elbe fuhr, bis es nicht mehr ging. Oder wie Karl-Andreas Nitsche, der kauzige Biberexperte, der jeden Tag seines Lebens der Natur am Fluss widmet. Auch die Hafenbetreiber entlang der Elbe, die Umweltschützer, die Politik, die Verwaltung – alle haben eigene Vorstellungen davon, was das Beste für Mensch und Natur wäre. Die einen wollen die Elbe noch stärker regulieren und mit Staustufen aufstauen. Die anderen wollen genau das verhindern. Und manche wollen sogar, dass der Mensch sich ganz zurückzieht und die Natur sich selbst überlässt. Im Grunde zeigt sich an diesem Fluss der große Konflikt unserer Zeit: Wie umgehen mit der Umwelt, von der wir alle leben?

Quaschny zieht mit seinen Pranken in Gummihandschuhen an den schlammigen Reusen. Es riecht muffig, sumpfig, salzig. Seine Reusen hat er zwischen den Buhnen platziert, die sich entlang der Mittelelbe an beiden Seiten des Ufers aufreihen. Schon seit dem 18. Jahrhundert mit Steinen aufgeschüttet, sollten die rund 6 900 Dämme das Wasser in der Mitte halten, um den Druck und somit die Abflussgeschwindigkeit zu erhöhen und dadurch einen stabilen Pegelstand für die Schifffahrt zu ermöglichen.

Der Fischer hievt die Netze ins Boot, sein wortkarger Gehilfe Herr Westphal, so stellt er sich selbst vor, sortiert die Beute. Fische ins Wasserbecken, Krabben in die Tonnen, tote Tiere zurück in den Fluss. Das Meiste verdient Quaschny heute mit dem Verkauf an Angelvereine. Die kaufen die Fische lebend, um sie in ihren Gewässern auszusetzen, damit ihre Mitglieder etwas fangen können. "Eine echte Marktlücke", sagt Quaschny.

Seit fast 40 Jahren lebt er von der Fischerei rund um die Elbe. "Ich bin Jäger und Sammler", sagt er über sich selbst. "Nur leider 100 Jahre zu spät geboren." Wenn er nicht fischt, ist Quaschny mit seinen Hunden auf der Jagd. Wer zu ihm nach Hohengöhren kommt, dem fallen als Erstes das grüne Hausboot auf, das auf großen Steinen steht, und die vielen Hundezwinger. Auf dem Hof wohnt er schon seit er ein kleiner Junge ist. Heute lebt er hier mit seiner Freundin. Und mit fünf Eseln, vier Pferden und 20 Hunden.

Empfangen vom vielstimmigen Bellen seiner Hunde lädt Quaschny am Ende des Tages, nach sieben Stunden auf dem Fluss, die Eimer voll Fische und Krabben von seinem Anhänger. Vor sieben Jahren, als 2013 das Jahrhunderthochwasser Häuser und Höfe verwüstete, war auch sein Hof schwer betroffen. Damals kaufte er sich ein Hausboot, "das kann nicht untergehen." Quaschny spricht viel von diesen schlimmen Tagen, die ihn berühmt gemacht haben in der Gegend. Mit seinem Boot rettete er Rehe vor dem Ertrinken und versorgte die Nachbarn als "Wasser-Taxi" mit dem Nötigsten. Er spricht aber auch davon, dass Hochwasser andererseits gut fürs Geschäft sei. "Die Fischbestände explodieren, weil die Fische dann bis zu den Wiesen hinter den Ufern schwimmen und Nahrung finden. Da fängst du in einer Nacht hunderte Aale." Doch das letzte Hochwasser ist sieben Jahre her. "Eigentlich", sagt Quaschny, "braucht die Elbe jedes Jahr zwei Überflutungen, eine im Frühjahr und eine im Herbst".

Seit Jahren sind sich Klimaforscher einig, dass es zwar in Zukunft durch den Klimawandel nicht weniger regnen wird, aber dass die Sommer länger, heißer und trockener werden. Doch auch die letzten Winter waren zu trocken und zu warm. Der vergangene sogar der wärmste seit Beginn der Wetteraufzeichnungen. Der Ökologe Markus Weitere vom Leipziger Helmholtz Zentrum für Umweltforschung bezeichnet die derzeitige Situation als "eine Extremsituation". Der Wasserstand konnte sich seit drei Jahren nicht mehr erholen.

Im Verkaufsraum von Quaschnys Fischerei, steht eingerahmt ein Zeitungsfoto von 1904. Menschen im tschechischen Ústí stehen in-

114



Quaschny in seinem Ver-kaufsraum. "Fischen", sagt er, "musst du im Blut haben. Fürs Geld machst du das heute nicht mehr."



Das ist die Zukunft.

Durch Investitionen von 34 Millionen Euro soll die Kapazität des Hafens Riesa in Sachsen verdoppelt werden. Obwohl kaum noch ein Schiff anlegt. Mittlerweile kommen mehr Ladungen über Zug und LKW, als über die Elbe.

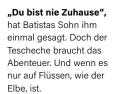


Seit 14 Jahren schippert Jaroslav Batista mit seiner Rio II über die Binnenstraßen. Heute meist auf dem Mittellandkanal.



Abendstimmung an der Mulde. Die Natur am Nebenfluss der Elbe kann sich wieder frei entwickeln.







mitten des schlammigen Flussbetts. Neben ihnen ein Ruderboot auf Grund. Von Wasser kaum eine Spur. Immer wieder, das weiß Quashny, gab es extreme Trockenperioden. Doch die jetzigen Dürrephasen sind historisch einzigartig. 2018 wurde in Magdeburg mit nur 46 Zentimetern der tiefste je gemessene Wasserpegelstand verzeichnet. Es brauchte nur ein Jahr, da war dieser Rekord schon wieder gebrochen: Ende Juli 2019 waren es nur noch 45. Auch 2020 sind die Pegel niedrig. Wenn auch nicht ganz so stark, wie in den beiden Jahren zuvor.

Das Niedrigwasser bedroht nicht nur den Fischer. Auch der Auwald ist in Gefahr. Einer der vielfältigsten Lebensräume Europas. Eichen, Weiden, Buchen und weite Grasflächen werden durch das Grundwasser und die Elbeseitenarme versorgt. Doch ohne Wasser aus dem Fluss trocknet das Leben langsam aus. Vom Boot aus sieht Fischer Quaschny immer wieder trockene und kahle Bäume. "Wenn 150 Jahre alte Eichen sterben, dann läuft irgendwas ganz falsch", sagt er nun, während er im stillen Verkaufsraum seiner Fischerei steht und auf weiße Kacheln starrt. "Wir müssen irgendwie das Wasser in der Landschaft halten, es fließt zu schnell ab." Dann macht er eine Pause. "Staustufen wären die einfachste Möglichkeit, auch wenn ich kein Freund davon bin", sagt er. "Die Tschechen haben es vorgemacht."

Staustufen – eigentlich ein Tabuwort an diesem Fluss. Doch Quaschny ist längst nicht der einzige, der sie fordert.

Flussaufwärts, etwa 130 Kilometer von Quaschnys Fanggebiet entfernt, sitzt Lutz Wiesel im Industriehafen Roßlau. Im Hintergrund hört man Sägen kreischen und manchmal rumst es so laut, als würde ein ganzes Haus einstürzen. Ist aber nur "der Schrotti", wie Wiesel den Schrotthandel auf dem Gelände nennt. Der Hafen Roßlau wird gerade für knapp 8 Millionen Euro zu einem modernen Umschlagplatz erweitert.

Lutz Wiesel, Hafenleiter und nur noch wenige Monate von seinem Ruhestand entfernt, ist ein Mann, der nicht lang rumredet: Mit der Schifffahrt gehe es ja schon seit dem Hochwasser 2013 bergab. Die Politik bemühe sich nur halbherzig, etwas daran zu ändern. In Deutschland kümmere man sich eben mehr um Auto und Lkw und weniger um Bahn und Schiff. Klar wären Staustufen die richtige Lösung, sagt er in seinem sächselnden Tonfall, "de Tschechen machens ja ooch."

Die tschechische Elbe unterscheidet sich in einem Punkt fundamental von der deutschen. In Tschechien regeln auf 371 Kilometern zwischen Riesengebirge und Decín 24 Staustufen die Wasserstände. In Deutschland gibt es auf 727 Elbkilometern nur eine einzige: In Geesthacht, kurz vor Hamburg. 1960 in Betrieb genommen, soll sie den Gezeitenfluss aus der Nordsee begrenzen.

Dabei könne man mit Staustufen gleichmäßige Pegelstände für die Schifffahrt garantieren, meint Wiesel, und sogar die Auen könne man regelmäßig fluten. Alles gar kein Problem. Aber Staustufen seien mit den Grünen eben nicht zu machen. "Da ist man gleich der Teufel."

Die Elbe, größter Fluss Ostdeutschlands und einst die wichtigste Wasserstraße der DDR, spielt für den Gütertransport nur noch eine unbedeutende Rolle. Zumindest was den mittleren und oberen Teil angeht. Davon ausgenommen ist die Strecke kurz vor, in und hinter Hamburg.

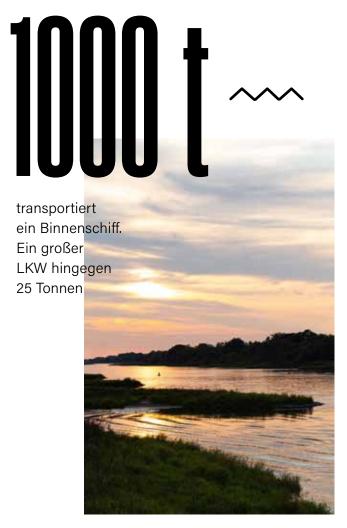
Während 1989, dem Jahr des Mauerfalls, noch 9,5 Millionen Tonnen Güter auf der Elbe transportiert wurden, waren es zehn Jahre später nur noch 1,7 Millionen. Und im Jahr 2019 sogar nur noch knapp 178.000 Tonnen. Das ist ein Rückgang um mehr als 98 Prozent. Das Niedrigwasser ist dabei nicht das einzige Problem. Nach der Wende brachen an der Elbe mehrere Industriewerke und somit potentielle Kunden weg. Binnenschiffe sind zudem langsam, je nach Ladung und



Der Boss in der Lok. Lutz Wiesel vergleicht seinen Hafen Roßlau gerne mit einem Kaufhaus. Verschiedene Unternehmen mieten Flächen. "Wie der Schuhladen in der Mall. Nur, dass der Schuhladen bei uns ein Schrottolatz ist."

Die Politik bemühe sich nur halbherzig, etwas am Niedergang der Schifffahrt zu ändern. In Deutschland kümmere man sich eben mehr um Auto und Lkw.





Romantische Flusslandschaft. Die in die Elbe ragenden Buhnen sollen das Wasser in der Mitte halten.

Die meisten der Elb-Kapitäne sind auf andere Gewässer ausgewichen. Dahin, wo die Wasserstände verlässlicher sind. Auf den Rhein, die "Wasser-Autobahn" Deutschlands, oder den Mittellandkanal. Flussrichtung fahren sie zwischen 10 und 20 km/h. Sie sind dann von Vorteil, wenn es um den Transport von großen und schweren Gütern geht oder um Schüttgut, Turbinen, Brücken- oder Kraftwerksteilen, zum Beispiel, oder Kohle und Schotter. Doch in der Logistik geht der Trend immer mehr zu schnellen, kleinteiligen, just-in-time-Lieferungen. Mit dem Niedrigwasser als zusätzlichem Unsicherheitsfaktor ist die Binnenschifffahrt unattraktiv geworden. Zumindest an der Elbe.

Das letzte Schiff, so erinnert sich Wiesel, lief in Roßlau im April dieses Jahres ein. Dennoch wird der Hafen ausgebaut, so wie fast alle Häfen entlang der Elbe. Nach Angaben der Landesregierungen von Sachsen und Sachsen-Anhalt, wurden seit Mitte der Neunziger mehr als 200 Millionen Euro in die Häfen investiert. Die Elbe-Standorte Dresden, Riesa, Torgau, Magdeburg oder eben Roßlau sind zu Umschlagsplätzen hauptsächlich für Bahn- und Lkw-Transporte geworden. Trimodal nennt sich dieses System, wenn drei Verkehrswege zusammenlaufen. Doch Schiffe spielen inzwischen nur noch eine Nebenrolle. Dabei seien die deutlich ökologischer, wie Lutz Wiesel erklärt: "Ein großer Lkw kann maximal 25 Tonnen transportieren, ein Binnenschiff dagegen etwa 1 000. Das sind pro Schiff 40 Lkw, die nicht die Straßen verstopfen." Zudem hätten Binnenschiffe einen deutlich geringeren Kraftrsotoff-Verbrauch. Fast schwingt ein wenig Wehmut in seiner Stimme wenn er sagt: "Man kennt die Kapitäne über viele Jahre, kennt ihre Eltern und Kinder. Das ist etwas ganz anderes, als bei einem Lkw-Fahrer."

Die meisten der Elb-Kapitäne sind auf andere Gewässer ausgewichen. Dahin, wo die Wasserstände verlässlicher sind. Auf den Rhein, die "Wasser-Autobahn" Deutschlands, oder den Neckar. Oder den Mittellandkanal.

An einem bewölkten Donnerstag sitzt Kapitän Jaroslav Batista im Wohnzimmer der "Rio II". Sein Schiff liegt fest vertäut an der rostigen Kaimauer des kleinen Örtchens Calvörde am Mittellandkanal. Im Schiffsbauch schweigen zwei brusthohe, 500 PS starke John Deere Maschinen. Oben, im Flur der Schiffswohnung, sind ordentlich auf dem Teppichboden aufgereiht die dreckigen Schuhe der Besatzung. Während der Maschinist am PC in seiner Kajüte sitzt und der Matrose draußen steht und raucht, löst Kapitän Batista, die Brille auf der Nase, Kreuzworträtsel. In wenigen Minuten wird es mit der Ruhe vorbei sein. Dann wird Batista, der Tscheche, mit seiner Crew und seinem Boot ablegen, um im zehn Kilometer entfernten Hafen Bülstringen Dünger aufzuladen.

Als "kleiner Bub" träumte Batista von den Weltmeeren, erzählt er, und von den Abenteuern, die Jack London und Jules Verne in ihren Büchern beschrieben. "Ich wollte nie etwas anderes sein, als Kapitän", sagt er mit starkem tschechischem Akzent. Dass es nicht die Weltmeere wurden, sondern für Jahrzehnte vor allem die Elbe, habe ihn nie gestört. Im Gegenteil. Schön und wild, sei dieser Strom vor allem in Tschechien und der sächsischen Schweiz. Und das Leben auf dem Fluss ein großes Abenteuer. Auch wenn er seine Frau und drei Kindern nur alle neun Monate sieht, er hat es nie bereut. Batista setzt die Brille ab und schlüpft in seine Pantoffeln. Oben auf der Brücke brüllt er ein paar Worte auf Tschechisch hinab und nur wenige Minuten später brummen die Motoren der Rio II.

Der Mittellandkanal sei langweilig zu fahren, sagt Batista und legt in seinem wuchtigen Kapitänssessel die Füße auf das Armaturenbrett. Langsam schiebt sich sein 135 Meter langer Schubverbund, wie diese Art des Schiffes heißt, an Bäumen und Feldern vorbei. Die Ufer sind durchgehend mit Kaimauern verbaut. "Immer gleiche Fahrrinne, keine Strömung", sagt er. Er sei ein "Elbe-Patriot". Das letzte Mal ist er

"Wenn da jetzt Staustufen wären, gäbe es überhaupt keine Dynamik mehr. Alles eingepegelt. Kein Hochwasser, kein Niedrigwasser"

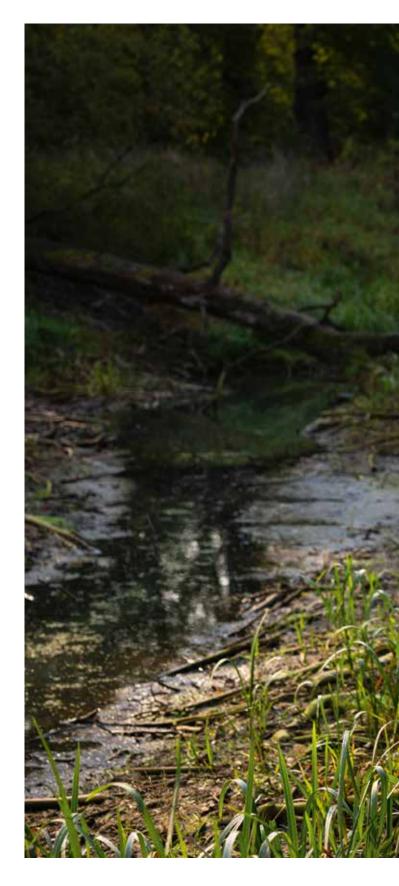
dort im April gefahren. "Seitdem zu wenig Wasser. Die Elbe geht immer weiter bergab." Aber er nimmt es mit Humor. Die Elbe habe schon öfters niedriges Wasser gehabt. "Wir Schiffer sagen immer: Sieben Jahre sind wir reich, sieben Jahre sind wir arm." Gerade herrscht Armut.

Wenn das so ist, wird es also in drei, vier Jahren wieder Wasser geben? Da lacht der Kapitän mit grauem Bart und freundlichen Augen. "Wahrscheinlich nicht. Dafür müsste der Fluss auch in Deutschland gestaut werden."

Staustufen. Alle reden sie von Staustufen: Der Hafenbetreiber Wiesel, der Kapitän Batista, ja, sogar der Fischer Quaschny. Alle, die ihr Geld an diesem Fluss verdienen. Sie sprechen davon, dass es mit Staustufen verlässliche Pegelstände gebe. Dass die Landschaft entlang des Flusses mit Wasser versorgt werden könne. Dass es doch scheinheilig sei, wenn in Tschechien der Fluss gestaut werde, aber in Deutschland nicht. Warum werden dann eigentlich keine Staustufen gebaut? Was spricht dagegen?

Heiko Schrenner hat darauf eine Antwort. "In Deutschland sind alle Flüsse ein volkswirtschaftlicher Flopp, außer vielleicht der Rhein", sagt der Umweltschützer vom WWF aus Dessau. "Sowohl die aufgestauten Flüsse, als auch die Elbe, das macht keinen Unterschied. Und ökologisch gesehen, sind Staustufen eine Katastrophe." Der Fluss lebe gerade vom Wechselspiel zwischen Hoch- und Niedrigwasserphasen. Bei Hochwasser könnte die Natur Reserven auftanken, bei Niedrigwasser könnte sie sich entfalten. Bei Hochwasser würden einige Tierund Pflanzenarten verschwinden, bei Niedrigwasser kämen neue hinzu. Das führe zu einer großen Biodiversität. "Wenn da jetzt Staustufen wären, gäbe es überhaupt keine Dynamik mehr. Alles eingepegelt. Kein Hochwasser, kein Niedrigwasser", sagt Schrenner. "Die Auen würden nach und nach austrocknen." Doch im Grund genommen passiert auch jetzt genau das schon, ohne Staustufen: Die Auen trocknen aus. Ein Nachmittag mit tief stehender Sonne. Heiko Schrenner steht auf einer Holzbrücke und schaut auf die Mulde, einen Nebenfluss der Elbe. Er will zeigen, wie einem Fluss geholfen werden kann, auch in Dürrephasen. Malerisch sieht es hier aus. Zu beiden Seiten der Mulde wächst saftiges Grün, im Wasser tummeln sich rund um einen toten Baum hunderte Jungfische.

Schrenner koordiniert das Projekt Wilde Mulde. Er und seine Mitstreiter befreiten den Fluss aus seinem von Menschenhand angelegten Korsett. Sie bauten Uferbefestigungen aus Stein zurück, schlossen einen Verbindungsarm zur Elbe wieder an, platzierten exemplarisch sechs entwurzelte Bäume im Wasser. Tatsächlich braucht ein Fluss umgestürzte Bäume. Ein guter ökologischer Zustand des Flusses, wie es







Der "Biber" sucht die Biber. Mit Messstab steigt Karl-Andreas Nitsche fast täglich in die Tümpel der Auwälder. Er dokumentiert, wie das Wasser schwindet. Und damit der Lebensraum seiner liebsten Lebewesen.



Nitsche lebt Natur. Ganze Tage verbringt er draußen in den Auwäldern an der Elbe.

die Wasserrahmenrichtlinie fordert, sei dann erreicht, so Schrenner, wenn sechs bis 15 Prozent der Oberfläche mit Bäumen bedeckt wäre. "Man kann das ein bisschen mit einem Korallenriff vergleichen", sagt er. "Kleinstlebewesen, siedeln sich dort an, Sandbänke bilden sich drum herum und bieten Vögeln Platz zum Nisten. Und ohne Uferbefestigungen sucht sich der Fluss sein Bett, wo er will. In den letzten 20 Jahren hat sich die Mulde um eine ganze Flussbreite verlagert. Da, wo jetzt das linke Ufer zu sehen ist, war früher das rechte."

Weniger als ein Viertel aller Flüsse weltweit fließen frei. Der Rest sei reguliert, heißt es vom WWF. Auch die Elbe. "Die Menschen wissen gar nicht mehr, wie ein freifließender Fluss aussieht", sagt Schrenner. Ein Fluss, der nicht reguliert ist, suche sich selbst seinen Weg in der Landschaft. Und versorge so auch die Auenwälder um sich herum. Zwei Drittel aller Auen in Deutschland sind laut BUND durch die Begradigung der Flüsse bereits verschwunden.

Flussauen sind komplizierte Ökosysteme, "wir wissen nicht, was passiert, wenn sie weiter verschwinden", sagt Schrenner. "Wenn wir diese Auen verlieren, dann können wir das nicht mehr rückgängig machen und auch nachfolgenden Generationen nicht mehr erklären."

2017 verabschiedete der Bundestag mit dem "Gesamtkonzept Elbe" einen Kompromiss zwischen Schifffahrtsbranche und Umweltverbänden. Sieben Jahre wurde verhandelt. Im Kern geht es um zwei Ziele, die sich ab einem bestimmten Punkt wohl gegenseitig ausschließen werden. Einerseits wolle man die Elbe an 345 Tagen im Jahr schiffbar halten. Dafür werde eine Fahrrinnentiefe von 1,40 Metern benötigt. Das andere Ziel: die Auen nicht austrocknen lassen. Dass sie austrocknen, hat neben der klimawandelbedingten Dürre aber noch einen anderen Grund: Der Fluss gräbt sich ein. Und mit ihm sinkt der Grundwasser-



Paddeln, Radeln, Wandern. Der größte Wirtschaftszweig an der Elbe ist heute der Tourismus. Allein in Sachsen-Anhalt spült der Elberadweg jährlich 127 Millionen Euro in die Kassen.

GO #15.2020

In Nitsches Wohnung befindet sich das größte Biberarchiv Deutschlands. Hier lagern 6 400 Bücher.

spiegel. Dafür ist vor allem der Mensch verantwortlich, der den Fluss schiffbar halten möchte. Hier kommen die Buhnen ins Spiel. Denn durch den Druck, den sie auf das Wasser ausüben, damit es schneller und in der Mitte fließt, bereinigt der Fluss automatisch seine Fahrrinne von Schlamm und Sand. Doch er bereinigt sie so stark, dass er sich dabei eingräbt.

Umweltverbände haben errechnet, dass sich die Elbe sich pro Jahr um einen Zentimeter eintieft. Sohlerosion nennt man das. Ein Zentimeter, klingt nach nicht viel. Doch die Umweltverbände verweisen darauf, dass es die Buhnen an der Elbe ja schon seit ungefähr 200 Jahren gibt. Und so werden aus einem Zentimeter plötzlich zwei Meter, die dem Fluss jetzt fehlen. Markus Weitere, der Helmholtz-Ökologe, beschreibt es so: "Das ist ein klassisches Beispiel, für ein menschengemachtes Problem, das durch den Klimawandel verstärkt wird."

Öffentlich versuchen die Umweltverbände, den Kompromiss zumindest als Teilerfolg zu verbuchen – immerhin habe man es geschafft, alle Beteiligten an einen Tisch zu bekommen. Doch in Dessau gibt es einen Mann, für den die Trockenheit an der Elbe schier unerträglich und der deswegen deutlich radikaler ist.

An einem Samstagvormittag, es ist bereits recht schwül, wird am Forsthaushaus Leiner Berg in den Elbwiesen unweit von Dessau ein Fest gefeiert. 20 Jahre Elbe-Radweg. Blasmusikanten spielen wie auf dem Oktoberfest. An Bierbänken sitzen die Besucher und prosten sich zu. Es ist laut, es ist süffig, die Leute sind bester Laune. Eine Frau in Dirndl tritt ans Mikrophon. "Jeder kennt das Gefühl", ruft sie leidenschaftlich, "wenn man mit seinem Schatzi am Ufer sitzt und über einem scheinen die Sterne und der Mond." Etwas abseits steht ein kleiner Mann in Sandalen und ruft, ja schreit fast: "Die kann man doch gar nicht mehr sehen bei all dem Elektro-Smog." Doch seine Stimme geht unter im lauten Tröten der Blasmusik. Niemand beachtet Karl-Andreas Nitsche, den Biberexperten. Und der kehrt den Menschen verächtlich den Rücken. Schimpfend, aber auch ein bisschen lachend, um so schnell wie möglich zwischen den Bäumen und in den Auen zu verschwinden.

Wer mit dem "Biber", wie seine Freunde Nitsche nennen, durch die Auen zieht, der hört ihn erstmal viel schimpfen. Über die Fahrradtouristen, die keinen Sinn für die Landschaft hätten. Über das Forstamt, das für die Fahrradwege die Bäume fälle. Über die Umweltverbände, deren Projekte nicht durchdacht seien. Während er durch die Landschaft streift und von Weißdorn und Wildapfelbäumen die Früchte pflückt, deutet er auf Eichen, die seiner Meinung nach zu eng beieinander stünden, auf Wiesen, die so von Gülle vollgepumpt seien, dass keine Blumen mehr wüchsen, auf Tümpel, in denen kaum noch

genug Wasser für seine heißgeliebten Biber sei. Läuft eigentlich irgendwas gut an der Elbe, Herr Nitsche? "Ich", kommt es wie aus der Pistole geschossen.

Karl-Andreas Nitsche kennt den Biber, wie wohl nur wenige Menschen. In seiner Wohnung in Dessau, wo präparierte Biberschwänze an den Wänden hängen und unzählige Einmachgläser mit Pilzen und Früchten aus dem Wald in Regalen lagern, befindet sich nach seinen Angaben das größte Biberarchiv Deutschlands: 6 400 Biber-Bücher. In seinem Arbeitszimmer stapeln sich so viele davon, dass man sich nur durch enge schmale Gassen bewegen kann – wie durch Bibertunnel.

Allein in diesem Jahr hat Nitsche fünf Bücher über Biber geschrieben. Alle im Selbstverlag, finanziert von Erspartem. Verkauft hat er noch keine 20 Stück. Er lebt gerade mal von 530 Euro Rente im Monat. Jeden Morgen steht er um vier Uhr auf, um in die Auen zu fahren, Wasserstände zu messen, die Biber zu zählen, Weiden zurückzuschneiden und die Äste in die Nähe der Biberbauten zu legen. Er kämpft einen Kampf für die Natur, so leidenschaftlich und aussichtslos, wie Don Quijote gegen die Windmühlen. Ist er nicht draußen in den Wäldern am Fluss, dann sitzt er zu Hause, spielt auf einer seiner 16 Gitarren oder malt Acrylbilder von der Elbe.

"Wir haben ein Artensterben, das ist schier unglaublich", sagt er, während er im trockenen Gras unweit einer Wasserstelle sitzt. Oft kommt Nitsche in der Dämmerung her, um Biber und Vögel zu beobachten. Schon als kleiner Junge musste ihn sein Vater am Abend aus dem Wald holen, sonst hätte er wohl die ganze Nacht dort verbracht. "Ich kann mich stundenlang in eine Wiese setzen, da passiert so viel", sagt er. Und hier an diesem Wasserloch versteht man plötzlich, dass Nitsche nicht einfach nur gegen alles ist. Er identifiziert sich so stark mit den Tieren und Pflanzen, dass es nichts Schlimmeres für ihn gibt, als seine Mitmenschen, die so egoistisch mit der Natur umgehen. Genau wie mit der Elbe. "Der Fluss wird durch die Kanalisierung vergewaltigt", sagt er.

Nicht weit entfernt von Nitsche schiebt sich breit und gemächlich die Elbe vorbei. Der letzte wilde Strom Deutschlands. Herr Nitsche, noch eine Frage. Was würde helfen? Er zögert nicht: "Menschen raus, Wasser rein." Dann blickt er wieder auf den schlammigen Tümpel zu seinen Füßen. Und aus der Ferne schwabbt laut die Blasmusik über das ausgetrocknete Land.





NIKLAS LIEBETRAU & NORA BÖRDING

Die Idee zur Geschichte kam dem Autor beim Stand-Up-Paddling auf der Elbe. Warum sah man nicht ein einziges Schiff? Da wusste er noch nicht, zu wem ihn und die Fotografin diese Frage führen würde. Unvergessen bleibt ein Nachmittag bei Karl-Andreas Nitsche, dem "Biber". Stundenlang spielte der Gitarre und sang, während die beiden auf Biberfellen saßen, zwischen Biberplüschtieren und nicht wussten, wie ihnen geschah. Seitdem will der Autor immer wieder der Frage nachgehen, wer die Menschen sind, deren Natur sich verändert.







Stell dir vor, du bist 14. Deine Zimmertür ist offen, aber du kannst das Haus nicht verlassen. Du bist eingesperrt. Von vielen Leuten umgeben, aber doch allein. Deine Eltern und Freunde sind weit weg. Da sind nur Fremde. Jungs, so verzweifelt wie du. Du fühlst dich abgeschoben, weil niemand weiß, was er mit dir anfangen soll.

Wieso hält es keiner mit dir aus?

Für die Jungs von Scout, einer geschlossenen Jugendwohngruppe der Evangelischen Gesellschaft in Stuttgart, ist es die letzte Chance – ob sie sie nutzen, will ich herausfinden. Ich verbringe eine Woche hinter den Mauern der Jugendeinrichtung.

Unscheinbar sieht es hier aus, denke ich, als ich im Innenhof des Scout-Geländes stehe. Versteckt in einer Seitenstraße am Stuttgarter Löwentor, einer Hauptverkehrsader, stehen zwei Häuserblöcke, unten Beton, oben Holzvertäfelung. Das Gelände ist eingezäunt und von Mauern umgeben. Metallstangen an den Zimmerfenstern sollen die Flucht verhindern. Vor mir ein Basketballkorb, eine Rasenfläche und ein Gemüsebeet. Alles abgeriegelt, gesichert, versperrt – und doch sieht es hier nicht aus wie in einem Knast, eher wie auf einem Schulhof. "Es ist sehr gut möglich, dass die Jungs Sie dissen und verarschen werden", sagte mir der pädagogische Leiter von Scout, Jochen Salvasohn, bei unserem ersten Telefonat. "Das halte ich aus", antwortete ich ihm. Und so übergab er mir wenig später die Schlüssel.

Viele Vorurteile und Negativschlagzeilen über geschlossene Wohngruppen kannte ich: unverbesserliche Straftäter, hoffnungslose Fälle, schwererziehbare Monster. Betreuer, die ihre Macht missbrauchen. Was ist dran an diesen Klischees?

Nach einer kurzen Vorstellung beim Mittagessen: "Das ist Frau Zeiher. Sie ist Journalistin, wird uns ein paar Tage begleiten und über den Alltag hier schreiben", stelle ich mich zu fünf Jungs, die in der Raucherecke an der Wand lehnen.

"Ich möchte auf die Titelseite", sagt einer zu mir.

Ein anderer meint: "Sie können ruhig meinen vollen Namen schreiben. Die da draußen freuen sich, wenn sie lesen, dass ich weggesperrt bin." Er lacht.

"Alter, Schnegge, alles klar?" Ein Junge mustert mich. "Platt, ziemlich platt", antworte ich. Schon seit einigen Minuten zieht der

14-Jährige Grimassen. Schiebt seine Vorderzähne über die Unterlippe und schaut mit gerümpfter Nase wie ein Hase mit Zahnspange. Er geht einen Schritt auf mich zu, Schultern und Hals nach vorne gebeugt, die Beine so breit, als hätte er einen Medizinball zwischen seinen Oberschenkeln.

"Ich mein' das nur lieb", sagt er, lächelt und schaut die Betreuerin, die neben mir steht, an: "Ich hab' in mein Bett geschissen, kann ich heute Nacht in Ihrem schlafen?" Die Jungs grölen.

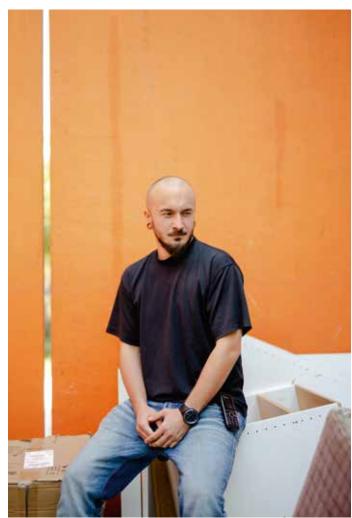
Marlon, so heißt er, ist neu bei Scout und sucht noch nach seiner Position im Rudel. Spielen die anderen Basketball, macht er Liegestütze. Er redet laut, mit betont tiefer Stimme und boxt, wenn er durch den Hof läuft, gerne in die Luft. Akteneinsicht habe ich keine, aber Marlon erzählt mir auch so, was ihn hierherbrachte. Marlon, 14 Jahre alt. Mit 13 Jahren in eine Kneipe eingebrochen, eine Tankstelle ausgeraubt und in zwei Dönerbuden eingestiegen. Mehrere Anzeigen wegen illegalen Waffenbesitzes, Körperverletzung und Drogenhandel. Scout ist seine letzte Chance, fliegt er hier raus, muss er zwei Jahre in einer Vollzugsanstalt absitzen.

Der misslungene Anmachspruch hat Folgen für Marlon. Wer sich gegenüber Frauen wie ein Pavian in der Brunftzeit aufführt, bekommt weniger Punkte. Verhalten wird von Scout bewertet: Hygiene, Pünktlichkeit, Motivation, Zuverlässigkeit bei Hausarbeiten, Umgang mit anderen und Umgang mit sich selbst – abends, wenn die Jungen ins Bett gehen, bewerten die Betreuer alles, was am Tag geschah. In jeder Kategorie maximal drei Punkte. Am Ende der Woche wird zusammengezählt. Je mehr Punkte, desto mehr Privilegien gibt es für die kommenden Wochen: mehr Handyzeit, vielleicht ein Kinobesuch, häufiger das Gelände verlassen oder länger Playstation zocken.

340 Euro kostet ein Platz für jeden einzelnen Jugendlichen am Tag bei Scout. Auch wenn die Eltern das Kindergeld und einen Teil ihres Einkommens zuschießen müssen – den größten Teil der Kosten trägt der Staat. Offene Jugendgruppen kosten etwas weniger als die Hälfte. Bei denen gibt's allerdings weniger Personal, keine eigene Schule, weniger Hilfestellungen und geringere Sicherheitsmaßnahmen.









Körperkontrolle: Gruppenleiter Dominique Schlobach (r.) tastet links einen Jungen ab. Alle Bewohner werden kontrolliert, wenn sie Ausgang hatten.

"Mein Vater hat schon zu mir gesagt: Wenn du schwul bist, dann musst du ausziehen."

Körperhaltung betont maskulin. Viele der Jungs posen breitschultrig und mit dem Hals nach vorne gebeugt.

Das Jugendamt wägt bei jedem einzelnen ab, ob die Unterbringung in einer geschlossenen Einrichtung wirklich nötig und ob davon eine positive Veränderung zu erwarten ist. Meist starten sie mit kleinen Hilfestellungen und wenn das nicht klappt, werden die Maßnahmen immer intensiver. Familienberatung, Erziehungshilfen, erst wöchentlich, irgendwann vielleicht täglich. Tritt immer noch keine Besserung ein, nimmt das Amt das Kind aus der Familie in eine offene Wohngruppe oder zu Pflegeeltern. Oft werden die Jugendlichen von einem Haus ins nächste geschoben. Nie irgendwo zuhause. Immer wieder neue Menschen. Immer wieder das Gefühl, dass niemand einen erträgt.

Wer zu Scout kommt, wurde von einem Familiengericht eingewiesen, das in der geschlossenen Unterbringung die letzte Chance sieht. Wenn es hier nicht klappt, bleiben nur noch Psychiatrie, Straße oder Knast.

Die Biografien der 12- bis 17-jährigen Jungen sind häufig voller Brüche: psychisch kranke oder drogensüchtige Eltern, Vernachlässigung, Missbrauch. "Bei 80 Prozent unserer Jugendlichen stand schon im Kindergartenalter fest, dass sie Hilfe brauchen. Es wurde aber nicht erkannt oder ausreichend behandelt", erklärt Jochen Salvasohn, als ich irgendwann bei ihm im Büro sitze. Würden die Ärzte und Pädagogen gleich von Beginn an beherzter eingreifen und beispielsweise zu einer geschlossenen Wohngruppe raten, könnte vielen Kindern ein langer Leidensweg erspart werden.

Im Hof trifft Marlon seinen Mitbewohner Jonas. "Wenn ich das nächste Mal heimgehe, dann, uh Digga, mach ich mir eine klar", sagt Marlon

"Uh Digga, dann erst mal verhüten", sagt Jonas, "weil sonst Digga, hast du ein Kind."

"Dann erst mal abhauen."

"Ne, dann musst du dein Leben lang Unterhalt zahlen." Er lacht: "Ich wünsche dir echt 'nen schwulen Sohn."

"Dann erst mal Zuhälterschelle."

"Deine Frau würde dich auseinandernehmen."

"Denkst du, ich hab' Angst vor meiner Frau?"

Ein Betreuer hört den beiden eine Weile schweigend zu. Dann fragt er: "Was ist schlimm daran, schwul zu sein?"

"Ich hab' nichts gegen Schwule, aber wenn mein Sohn schwul wäre, würde das gar nicht gehen", sagt Marlon. "Mein Vater hat schon zu mir gesagt: "Wenn du schwul bist, dann musst du ausziehen"."

Im Fitnessraum dröhnen die Lines bekannter Rapper aus den Musikboxen, während die Jungs trainieren. Die Köpfe bewegen sich zum Beat, wenn sie mit Stöpseln in den Ohren im Hof sitzen. Manchmal schmettern die Bässe von einer 6er-WG in die Zimmer der anderen 6er-WG gegenüber. Das Gangstergehabe der Rapper ist nicht nur Pose: Der mehrmals vorbestrafte Rapper GZUZ, das Idol vieler Jungs, wurde jetzt erst wieder zu einem Jahr und sechs Monaten Knast verurteilt: Verstöße gegen das Waffengesetz, Drogenbesitz und Körperverletzung.

Der Alltag bei Scout ist streng durchgetaktet: 7 Uhr aufstehen, duschen, Zähne putzen. 7 Uhr 30 Frühstück, dann Rauchen. Obwohl das für Minderjährige eigentlich verboten ist, dulden es die

"Du musst ihnen Zeit geben, sich an dich zu gewöhnen. Eine Beziehung zu den Jungs baust du nur auf, indem du mit ihnen Dinge erlebst."

Betreuer, wenn die Eltern zustimmen. Um 8 Uhr beginnt die Schule im hauseigenen Klassenzimmer. Ein Raum für die Förder- und Hauptabschlussschüler und einer für den Rest. Ab 11 Uhr, wenn alle Schulaufgaben erledigt sind, ist Freizeit bis zum Mittagessen um 12 Uhr 30. Danach beginnt wieder das Pflichtprogramm: Handwerken, Klettern oder Fitnesstraining im Kraftraum. Wer genügend Bewertungspunkte hat, darf danach das Scout-Gelände verlassen. 19 Uhr 15 Abendessen und Hausarbeiten. Dann eine Besprechung, bei der die Jungs ihre Wünsche und Beschwerden anbringen können und kommende Termine besprochen werden. 21 Uhr 45 die letzte Zigarette, 22 Uhr 15 Schlafenszeit.

Simon hat an einem Morgen einfach keine Lust, aufzustehen und erst recht kein Bock auf Schule. Als alle anderen schon vor dem Klassenzimmer stehen, liegt er noch immer im Bett. Im Zehn-Minuten-Takt klopfen die Betreuer an seiner Tür. Irgendwann, schimpfend, steht er auf. Weigert sich aber, ins Klassenzimmer zu gehen. Ein Betreuer packt seine Füße, der andere die Arme. Sie tragen ihn ins Treppenhaus. Auf einer Steinstufe im Hof schläft er weiter. Auch dann noch, als sich ein paar Jugendliche und ein Betreuer neben ihn setzen und der Betreuer zur Gitarre ein Lied der "Sportfreunde Stiller" singt: "Ich wollte dir nur mal eben sagen, dass du das Größte für mich bist und sicher gehen, ob du denn dasselbe für mich fühlst. Für mich fühlst." Simon knurrt genervt, ob er nicht woanders singen könnte.

Beim Frühstück nach meiner ersten 24-Stunden-Schicht, wollte keiner der Jugendlichen mit mir sprechen. Einsilbig antworteten sie auf meine Fragen und wünschten sich wohl nichts mehr, als dass ich verschwinde. Nach ein paar Minuten waren alle auf ihren Zimmern und ich blieb gefrustet zurück. "Du musst ihnen Zeit geben, sich an dich zu gewöhnen", sagte der Gruppenleiter Dominique Schlobach, "eine Beziehung zu den Jungs baust du nur auf, indem du mit ihnen Dinge erlebst."

Ein paar Tage später: Ich spiele mit beim Basketball, alle gegen alle. Wer als erster 21 Punkte hat, gewinnt. Meine Chance, mir Respekt zu erspielen. Ich stand ewig nicht mehr vor dem Korb, aber im Sportunterricht war ich ganz gut. Von meinen Gegnern unterschätzt, ziehe ich die Jungs dreimal hintereinander ab. "Jetzt verlieren wir echt gegen eine Frau", sagt einer der Jungen fassungslos. Ein paar Tage später auf dem Bolzplatz: Ich stehe im Tor. Die Jungs spielen Fußball eher als wäre es ein Rugby-Match, nur dass der Ball rund ist. Marlon stößt mich beinahe um, bleibt stehen und sagt: "Entschuldigung, das wollte ich nicht. Alles gut?" Nach dem Abpfiff klopft er mir auf die Schulter. "Gut gespielt." Eine glatte Lüge.



Daniel steht auf Rock, nicht nur auf Hip-Hop: Zurzeit ist sein Lieblingslied "Snow" von den Red Hot Chili Peppers.

Ich fange an, das Scout-Konzept zu verstehen. Statt Sofa-Sessions und Seelenstriptease gehen die Betreuer mit den Jungs skaten, wandern oder ins Kino. Bauen Vertrauen auf. Nur so können sie ihnen helfen. Autorität durch Beziehung.

Die Betreuer beeindrucken mich. Auch wenn sie von den Jugendlichen oft abgewiesen und beleidigt werden und die Jungs häufig nicht bereit sind, mitzuarbeiten, bleiben sie hartnäckig – und schaffen es dadurch, das Verhalten der Jungen zu verändern. Die Jugendlichen akzeptieren die Betreuer, finden viele von ihnen sogar richtig cool. Es ist ein Umgang auf Augenhöhe. Was nicht heißt, dass nicht ab und an die Sicherungen bei den Jugendlichen durchbrennen.

Vier Uhr nachts. Das Telefon im Büro der Gruppe 2 klingelt. Dominique Schlobach wacht auf. Am Hörer sein Kollege: "Sascha ist zurück." Drei Tage war der Junge "abgängig". Sascha kam, nachdem er Scout für ein paar Stunden verlassen durfte, einfach nicht mehr zurück. Bei Sascha nichts Neues. Jetzt, mitten in der Nacht, steht der 17-Jährige leicht angetrunken mit übergestülpter Kapuze und dem Gesicht in seinem Kopfkissen vergraben vor der verschlossenen Tür. Hinter ihm sein Stiefvater. Sascha habe an der Haustür geklingelt, und wollte rein. Die Eltern blieben hart. Entweder er steigt jetzt ins Auto und sie fahren ihn zu Scout, oder sie müssen die Polizei rufen, habe sein Siefvater gesagt.

Am nächsten Morgen wird Sascha früh geweckt – wer andere nachts aus dem Bett wirft, kann nicht erwarten, ausschlafen zu dürfen. Er muss mit dem Jugendamt telefonieren und weil er jetzt in der "Schutzstufe" ist, in der landet, wer Mist gebaut hat, darf er das Telefon nicht mit in sein Zimmer nehmen. Zu groß ist die Gefahr, dass Sascha das Telefon gegen den Schrank oder die Zimmertür schmettert oder statt mit dem Jugendamt mit einem Kumpel telefoniert und seinen nächsten Fluchtversuch plant. Sascha muss im Büro der Betreuer bleiben. Darauf hat er aber gar keinen Bock. "Ich hasse es, wenn mich Leute beim Telefonieren anschauen", sagt er. Dann zeigt er auf mich. "Und was macht die überhaupt hier?"

"Soll ich den Raum lieber verlassen?", frage ich. Aber da hat er schon das Telefon auf den Schreibtisch geschleudert.

"Fresse, Bitch!", schreit er auf dem Weg in sein Zimmer.

Er knallt die Tür ins Schloss und tritt noch einmal kräftig dagegen. Dann ist es ruhig.

Die Betreuer wissen bei Sascha schon seit Längerem nicht mehr weiter. Sie haben alles probiert: gut zureden, klare Grenzen setzen, motivieren, Konsequenzen androhen, kumpelhafte Gespräche führen. Aber er lügt, klettert immer wieder über den Zaun, wenn niemand hinschaut. Einmal hat Sascha einen verbotenen Laserpointer im Zimmer. Betreuer Dominique Schlobach möchte ihn haben. "Ich kann Ihnen den Pointer nicht geben. Hab' ihn eben aus dem Fenster geworfen." Zehn Minuten lang bleibt Sascha bei seiner Version. Schlobach bleibt hartnäckig und nach einer Viertelstunde hält er den Laserpointer in der Hand.

Ob alles stimmt, was die Jungs mir erzählen, ich weiß es nicht. Manchmal bin ich unsicher, etwa, als einer zu mir sagt: "Ohne Drogen und Alkohol hätte ich diese ganze Vergewaltigungsscheiße, die ganzen Misshandlungen von meinen Eltern nicht ertragen." Später erzählt ein Betreuer, dass gerade dieser Junge an anderen Tagen behauptet, selbst schon einmal jemanden vergewaltigt zu haben. Mal Opfer, mal Täter.

Bei Scout hinausgeworfen zu werden, ist fast unmöglich. Egal ob die Jungs türmen, lügen, Drogen nehmen oder die Betreuer beschimpfen. Scout hilft, solange sie sehen, dass es noch Hoffnung bei dem Jugendlichen gibt. "Wir lesen die Akten, aber wir bewerten die Jungs nicht danach. Bei uns dürfen sie von vorne anfangen", sagt mir Schlobach. Die meisten bleiben hier, bis sie einen Schulabschluss oder einen Ausbildungsplatz haben. Bis dahin hat sich meist geklärt, ob der Junge zurück in seine Familie oder in eine WG von Scout kann. Wenn beides nicht in Frage kommt, kann die Maßnahme bis zum 18. Geburtstag verlängert werden. Dann sind die Jungs Männer und tragen die Verantwortung für sich selbst.

Die Jugendlichen sind Kinder von Sozialpädagogen, Managern, Hausfrauen und -männern, Arbeitslosen, Vollberufstätigen, Reichen und Armen. Gemeinsam haben sie nur, dass die meisten Familien zerrüttet sind, sagt Jochen Salvasohn. Geschieden, Rosenkrieg, neue Partner, die sich nicht verstehen, häusliche Gewalt, unschöne Trennungen oder On-off-Beziehungen. 7 von 10 Elternpaaren hätten zudem selbst mit psychischen Problemen zu kämpfen.

Daniel fällt mir auf, weil er anders ist als die anderen. Der 16-Jährige schwäbelt. Sagt Sätze wie "Im Großen und Ganzen, lässt



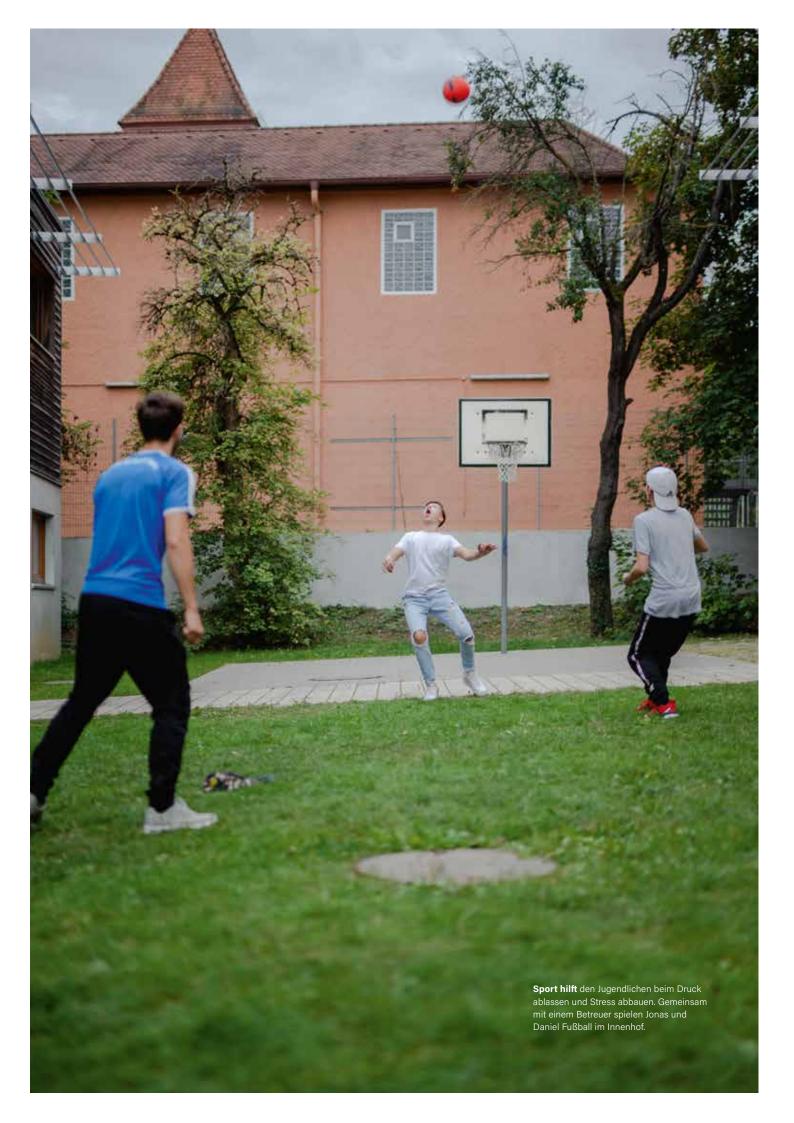
Spaß oder Ernst? Beim Raufen verletzte sich ein Junge den Ringfinger. Er wehrte mit seiner Hand den Tritt eines anderes ab.

es sich hier gut leben" und "Ich weiß nicht, welchen pädagogischen Wert das hat." Die Worte "alter" und "digga" kommen in seinem Wortschatz kaum vor. Er verdreht die Augen, wenn die anderen Jungs Affengeräusche nachahmen, besucht eine externe Realschule und hört auch gerne mal Rock aus den 90er, 2000er Jahren. Scout ist seine erste Hilfeeinrichtung. Davor war er in der Kinder- und Jugendpsychiatrie.

Druck, in der Schule so gut wie seine Schwester zu sein. Druck, den Erwartungen seiner Eltern zu genügen. Druck, Freunde zu finden. Irgendwann wird Daniel der Druck zu viel. Er flüchtet in Drogen, raucht mehrmals die Woche Joints, hängt mit älteren Jungs ab. Gibt es Streit, wird er schnell aggressiv. Schlägt zu Hause gegen Türen und Wände. An manchen Tagen bleibt er einfach im Bett liegen und weigert sich, zur Schule zu gehen. Alles Zureden seiner Mutter ist umsonst. Das Jugendamt, an das sie sich in ihrer Not wendet, wiegelt ab: Das machen viele in seinem Alter. Daniel ist damals gerade 15 geworden. Das sei die Pubertät. Das sei normal. Die Eltern drohen ihrem Sohn mit der Polizei, der Kinder- und Jugendpsychiatrie. Irgendwann, als sich Daniel gar nicht mehr beruhigen will, rufen sie tatsächlich die 110.

Als die Beamten eintreffen, tobt Daniel immer noch. Sie drücken ihn gegen die Wand, legen ihm Handschellen an und nehmen

"Er war ein Junge mit psychischen Problemen und er wurde wie ein Schwerverbrecher behandelt. Da dachte ich mir: Was habe ich nur gemacht?"



"Ich war schon ein richtiger Arsch", sagt Daniel heute, "es hat gutgetan, hier wieder etwas Tagesstruktur zu bekommen. Die hatte ich zu Hause nicht."

ihn mit. "Seinen wütenden, enttäuschten Blick werde ich nie vergessen", sagt mir Daniels Mutter, als ich sie später zu Hause besuche. "Er war ein Junge mit psychischen Problemen und er wurde wie ein Schwerverbrecher behandelt. Da dachte ich mir: Was habe ich nur gemacht?" Sie wischt sich die Tränen aus den Augen.

Damals kommt Daniel in die Kinder- und Jugendpsychiatrie. Er bekommt etwas zu Beruhigung und darf am selben Abend wieder nach Hause. Wenige Tage später, stellt ihm das Jugendamt einen Sozialarbeiter an die Seite. Aber Daniel bricht den Kontakt zu ihm nach kurzer Zeit ab. Das alte Muster wiederholt sich. Wieder landet Daniel in der Psychiatrie. Erst für sechs Wochen. Dann nochmal für sechs und das Jugendamt und sein Psychiater glauben, dass es für Daniel jetzt das Beste ist, in einer geschlossenen Wohngruppe zu wohnen. Vor Gericht protestiert die Mutter, erzählt sie mir, aber die Familienrichterin folgt der Empfehlung und droht ihr mit dem Entzug des Sorgerechts, sollte die Mutter nicht zustimmen. Als Daniel und seine Mama ein paar Wochen später in seinem Zimmer bei Scout ankommen, sitzen Mutter und Sohn minutenlang da und weinen.

"Ich war schon ein richtiger Arsch", sagt Daniel heute, "es hat gutgetan, hier wieder etwas Tagesstruktur zu bekommen. Die hatte ich zu Hause nicht." Inzwischen läuft es bei seinen Heimfahrwochenenden richtig gut. Kaum noch Streit. Beide hätten sich durch Scout verändert, sagt die Mutter. Sie sei ruhiger geworden, schimpfe nicht mehr so schnell mit Daniel. Und ihr Sohn nehme mehr Rücksicht auf sie, rege sich nicht mehr so schnell auf. So wie sein Verhalten derzeit aussieht, könnte Daniel Scout vielleicht schon früher verlassen. Die Mutter hofft, ihren Sohn bereits an Weihnachten bei sich zu haben.

Wenn über Jugendliche in geschlossenen Einrichtungen berichtet wird, fällt oft der Begriff "schwer erziehbar". Früher nannten Pädagogen die Kinder selbst so – heute ist der Begriff verpönt. Bei einem gemeinsamen Abendessen schaue ich in die Runde. Die Jungen sagen "Bitte" und "Danke", antworten auf Fragen, hören zu, wenn einer von ihnen etwas erzählt. Schwer erziehbar – heißt das im Umkehrschluss nicht einfach unerzogen? Nach ein paar Tagen sind viele der Jungs mir gegenüber geradezu höflich. Im Fitnessraum zeigen sie mir geduldig, wo ich die Stange beim Latzug anfassen und wie ich die Übung machen muss, damit ich mir den Nacken nicht zerre. Zum Schichtende sagen sie: "Kommen Sie gut nach Hausel"

An den Wänden ihrer Zimmer hängen ihre Hip-Hop-Idole, bei einem, daneben ein Kinder-Adventskalender. Die harten Jungs

lesen Donald Duck Comics. Spielen hinter verschlossenen Türen Lego. Und manche erzählen mir, dass sie dieses Mal alles richtig machen möchten, damit Mama stolz auf sie ist.

Ob sie es schaffen, Marlon, Sascha, Daniel und die anderen? Nach sieben Tagen ist das schwer zu sagen. Aber es gibt sie, die Musterjungen, die hier waren, jetzt eine Ausbildung machen und in ihrer eigenen Wohnung leben.

"Möchten Sie runterkommen, eine rauchen?", fragt mich Marlon an einem meiner letzten Tage. Es ist das erste Mal, dass er von sich aus auf mich zukommt. Er zündet sich seine Kippe an, vom aufbrausenden Macho sehe ich nichts mehr. "Seit meine Eltern sich getrennt haben, geht bei mir alles bergab", sagt er, "da war ich das erste Mal in der Psychiatrie, hab' Schule geschwänzt, hab' Straftaten gemacht, Drogen genommen. Wir sind hier in diesem Scheiß Gebäude, überall Zäune, Alter. Wissen Sie, wie das mein' Kopf fickt?"

Er sagt, er möchte abhauen. Einfach verschwinden. Jetzt auf der Stelle

"Was ist denn dein Traum?" frage ich ihn. "Wie stellst du dir die Zukunft vor?"

"Welche Zukunft? Ich hab' doch keine."

"Was möchtest du mal arbeiten?"

"Fitnesstrainer", sagt er.

"Da stehen die Chancen doch gar nicht so schlecht, oder?"

"Ja, Mann, da kann man sogar eine kriminelle Vergangenheit haben", sagt er und lächelt. Er könnte jetzt einfach verschwinden, die Mauern überwinden, sie sind nicht hoch, für einen Typen wie ihn.

Aber er bleibt.





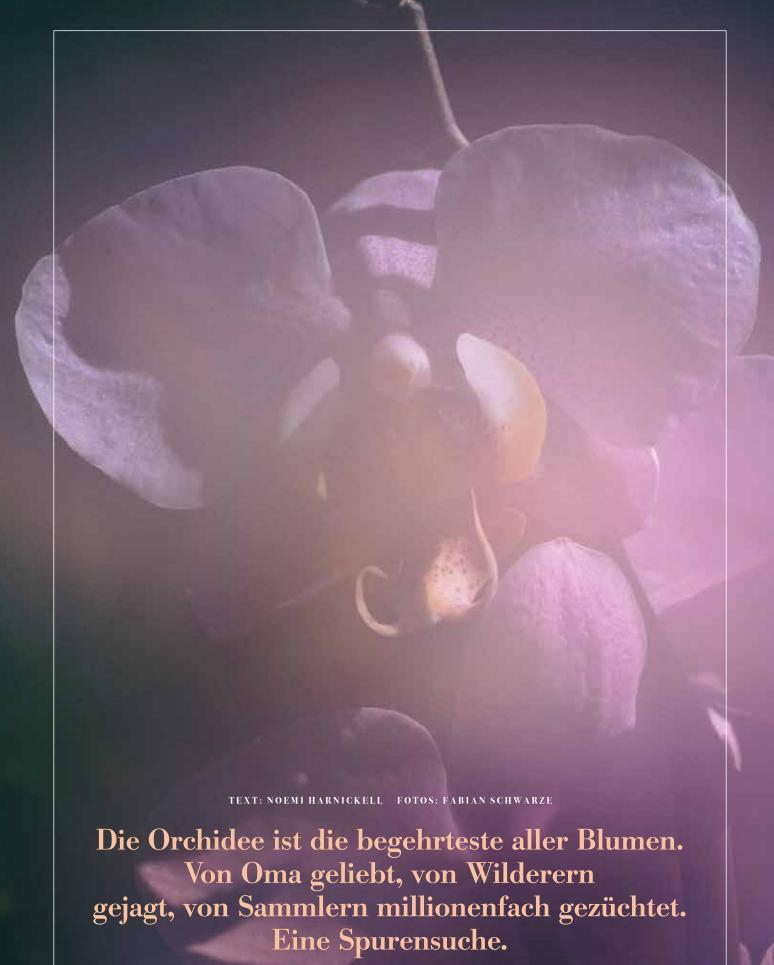
ISABELLE ZEIHER & HANNAH ADERS

Über Jugendliche zu schreiben, die in einer geschlossenen Einrichtung wohnen? Gar nicht so einfach. Auf einige Absagen folgte die Zusage von Scout. Allerdings unter Auflagen: Alle Jungs müssen anonym bleiben. Keine Akteneinsicht. Fotos nur unter Aufsicht und für wenige Stunden. Und am liebsten hätte Jochen Salvasohn den finalen Text vor der Veröffentlichung gelesen. Trotz der anfänglichen Schwierigkeiten schloss das GO-Team die Jungs und die Mitarbeitenden ins Herz. Was sie gelernt haben: Auch die härtesten Jungs haben einen weichen Kern.

Geschichte der



{ Orchidaceae } griechisch: orchis ,Hoden'





Steffen Siefert von der Kripo Offenburg ist der "Orchideen-Polizist." 2019 fahndete er in einem Naturschutzgebiet nach organisierten Orchideen-Räubern.

Zwei Löcher in der Blumenwiese. Sie sind gute zwanzig Zentimeter tief. Die Ränder wirken niedergetrampelt. Orchideenwilderer waren am Werk.

Der Naturschutzwart Rainer Ganzner und ich stehen in einem Naturschutzgebiet auf der Schwäbischen Alb. Um uns herum ein Meer aus Mückenhändelwurz, eine Orchideenart, die unter anderem in Deutschland heimisch ist.

Ich glaube, Spatenstiche an den Rändern der Löcher erkennen zu können. Jemand muss die Pflanzen mitsamt den Wurzeln entfernt haben. "Im Internet werden wilde Orchideen für bis zu 80 Euro das Stück verkauft", sagt Ganzner und fügt hinzu: "Wissen Sie, wer es dann kauft? Die Türken! Die machen aus den Knollen ein Potenzgetränk. Das heißt Salep und dafür werden unsere Orchideen gewildert."

Die Orchidee erscheint mir wie die langweiligste und spießigste Pflanze überhaupt. Sie steht in jedem gardinenbehangenen Wohnzimmerfenster, sieht immer gleich aus, immer makellos in Farbe und Form.

Aber eine Orchideenmafia? Im Herzen Baden-Württembergs? Birgt die Orchidee vielleicht ein Geheimnis, das ich nur noch nicht erahne?

Rainer Ganzner ist der erste von vielen Orchideenliebhabern, die mir noch begegnen werden. Eigentlich treffe ich ihn für eine andere Recherche, aber dann erzählt er von den Orchideen und ihrer unendlichen Vielfalt.

Orchideen sind fast unzählbar, dauernd werden neue Arten und Hybriden entdeckt. Die amerikanische Journalistin Susan Orlean schreibt in ihrem Bestseller "The Orchid Thief", dass es 60.000 sind und vielleicht tausende weitere, die noch nicht entdeckt wurden oder längst ausgestorben sind. Dazu kommen 100.000 Hybriden, die durch Kreuzungen gezüchtet worden sind. Es gibt Orchideen in allen erdenklichen Größen, Farben und Formen und sie können nach Schokolade, nach Apfelstrudel oder nach Aas riechen.

Ich finde heraus, dass es nicht nur Orchideengruppen auf Facebook gibt, sondern auch eine Deutsche Orchideengesellschaft, die D.O.G., die wiederum in Orchideenortsvereine gegliedert ist. Es gibt Orchideenbörsen und Orchideenkonferenzen. Und überall gibt es Orchideensammler.

Wo Sammler sind, ist zwar meistens auch ein Schwarzmarkt, dennoch zweifle ich an der Geschichte über türkische Orchideenwilderer. Aber tatsächlich, laut Wikipedia ist der Handel mit Salep verboten. Alle Orchideenarten sind innerhalb der EU besonders geschützt. Die Orchideenräuber sind offenbar echt und die zwei Löcher, die ich gesehen habe, nur eine Bagatelle im Vergleich zu dem, was ich im Netz lese:

Im Naturschutzgebiet Taubergießen in Südbaden wurden im Mai 2019 über dreitausend Orchideen mit Spaten ausgegraben. Baden Online schreibt von einer "organisierten Verbrecherbande". Fünfzig Jahre würden die Arten brauchen, um sich zu erholen. Ein Schaden von 250.000 Euro. Einsatz der Kriminalpolizei Offenburg.

Ich stelle eine Presseanfrage an das Polizeipräsidium und Steffen Siefert, leitender Ermittler des Orchideenfalls von 2019, lädt mich in sein Büro nach Offenburg ein.

Siefert ist ein großer Mann um die vierzig mit blonden Locken und einem Mund, der immer zu einem Lächeln anzusetzen scheint. Aufregung schwingt noch immer in seiner Stimme mit, wenn er von diesen zwei Wochen erzählt:

Im Mai 2019 erstattet ein Biologe Anzeige. Tausende ausgegrabene Orchideenstängel im Naturschutzgebiet Taubergießen. Offensichtlich menschliche Täter, eine besonders schwere Umweltstraftat. Dreitausend Löcher. Die Kriminalpolizei erhebt die Funkzellendaten für den Tatort. Kein Ergebnis. Dann: neue Löcher, noch mehr ausgegrabene Orchideen. Die Polizei stellt Wildkameras und Bewegungsmelder auf. Inzwischen ist das ganze Kripo-Team mit dem Orchideendiebstahl beschäftigt.

In der Nacht vom 17. Mai versteckt sich Siefert mit seinen Kollegen an verschiedenen Stellen im Naturschutzgebiet. Sie sind ausgestattet mit schusssicheren Westen und warten. Um vier Uhr früh zeichnet eine Wildkamera Bewegungen auf. Siefert spürt das Adrenalin, die Aufregung steigt. Es ist soweit. Die Jagd beginnt. Die Beamten stürmen aus ihren Verstecken aufs Feld. Schon aus einiger Entfernung können sie die Täter hören. Rascheln und Trippeln und Scharren. In der Dunkelheit erkennen sie Schatten und ein Verdacht wird Gewissheit: Es sind Wildschweine.

Zwei Wochen dauern die Ermittlungen an. Zeugenaussagen, DNA-Tests an den ausgegrabenen Stängeln, bundesweite Berichterstattung in den Medien - dann ein Täter, der keiner ist. Für Siefert frustrierend, denn: "Ein Tier ist nicht haftbar, darum ist der Fall in den Polizeiakten offiziell als ungeklärt abgestempelt. Ich hätte lieber jemanden angezeigt."

"Dafür sind Sie jetzt der Orchideen-Polizist", sage ich.

"Ja", antwortet er, "der bin ich wohl!"

Bevor ich gehe, frage ich Siefert noch, ob er etwas über Salep wisse, jenen ominösen Orchideentrank. Siefert ist vorsichtig mit der Antwort. Er betont, wie wenig er von Orchideen verstehe. Alle Fakten habe er von Botanikern und Wissenschaftlern, die sich als Zeugen zu dem Fall geäußert haben. "Angeblich gelten die Knollen als Aphrodisiakum", sagt er dann. In der Akte steht bei den Aussagen: "Orchideenknollen in der Türkei für das Getränk 'Salep' genutzt."

Ich habe etwas Zeit in Offenburg und finde einen türkischen Lebensmittelladen. Salep gibt es von verschiedenen Produzenten, darunter auch von Dr. Oetker. Neben Milchpulver und Zucker ist bei den Zutaten "Orchideenaroma" vermerkt. Das klingt mir eher nach Chai-Mix als nach Potenzmittel. Ich frage mich, wie ich wohl an den echten Stoff komme.

Es ist erstaunlich einfach. Reines Salep-Pulver gibt es im Internet für 9,90 Euro je 40 Gramm. Das jedenfalls ist der Preis, den Georgios Kypraios auf seinem Onlineshop "Hellenic Nature" verlangt.

Georgios Kypraios ist Deutschgrieche und lebt in Thessaloniki. Neben Salep verkauft er auch Trüffel und Oregano. Er vertuscht nicht, dass er für die Salep-Produktion echte, geschützte Orchideenknollen verwendet, im Gegenteil: Kypraios wirbt sogar damit.

Als ich Kypraios über das Kontaktformular auf seiner Website anschreibe und ihm erkläre, dass ich mich für die Herstellungsprozesse von Salep interessiere, ist er begeistert. Es sei die Schönheit des Knabenkrauts gewesen, erzählt er am Telefon, die ihm als erstes aufgefallen sei. "Dieses Lila!", sagt er immer wieder, die Stimme voll Begeisterung. "Diese Blume ist knall-lila!"

Die Blume sei ihm zum ersten Mal vor etwa 15 Jahren beim Spazieren mit seiner Frau in Archangelos, zwei Autostunden von Thessaloniki enfernt, aufgefallen. Mit dem Bilderkennungstool GoogleLens fand Ky-

Es gibt Orchideen in allen erdenklichen Größen, Farben und Formen. Sie können nach Schokolade, nach Apfelstrudel oder nach Aas riechen.



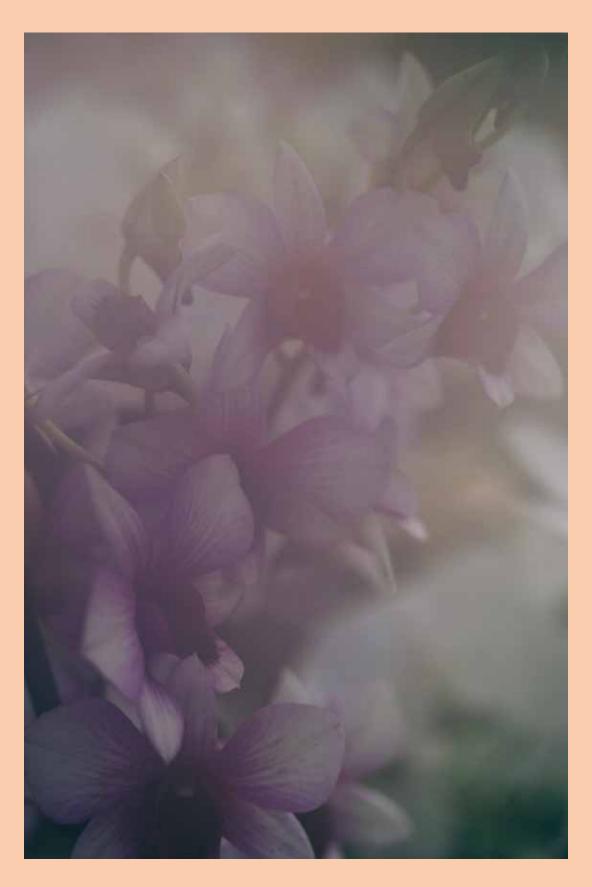
Ein frisches

am "Tatort

vier Füße.







{ Dendrobium bigibbum }

praios ihren griechischen Namen heraus: Orchis Mascula. Knabenkraut. Aus ihren Knollen wird Salep-Pulver gewonnen.

Im Frühjahr steckt Kypraios das Gebiet der blühenden Orchideen ab. Nur so findet er sie im Herbst wieder. Salep wird aus den verwelkten Blumen gemacht, die im Herbstwald nur noch schwer zu finden sind. Aber Kypraios kennt die Stellen, wo sie wachsen, kennt die Blätter der Orchis. Um halb fünf Uhr morgens zieht er im frühen September los, kleine Spaten im Gepäck. Seine Frau und seine Hunde begleiten ihn, manchmal auch die beiden Kinder. Gemeinsam graben sie die Orchideen aus und trennen die kleinere der beiden Knollen vom Stängel ab.

Eigentlich ist der Handel mit Salep verboten, alle Orchideenarten sind seit 1975 durch das Washingtoner Artenschutzabkommen streng geschützt. Niemand darf sie zu kommerziellen Zwecken aus ihren natürlichen Lebensräumen entfernen.

Aber Kypraios hat keine Bedenken, mir das alles anzuvertrauen. "Die Förster wissen, was ich da mache, die drücken ein Auge zu. Schließlich bringt meine Arbeit der griechischen Wirtschaft etwas." Eine Knolle lasse er am Stängel dran und pflanze die Blume wieder ein. "Mir bringt das nichts, wenn die Orchideen nächstes Jahr nicht mehr wachsen."

Orchideen, erzählt er mir, wachsen nur in Symbiose mit einem Pilz und das auch wiederum nur, wenn die Erdbeschaffenheit nicht zu feucht oder zu fettig ist. Eine wilde Orchidee im eigenen Garten zum Blühen zu bringen, ist deshalb fast unmöglich.

Aus Deutschland beziehe er keine Orchideen-Knollen. "Viel zu teuer", meint Kypraios. Aus einer einzigen Knolle gewinne er höchstens drei Gramm Salep-Pulver, jedes Jahr sammle er etwa vier Kilogramm Orchideenknollen ein. Zu seinen Kunden gehören neben Privatpersonen vor allem Lebensmittelhändler in ganz Europa, die den Salep mit Zimt, Ingwer und Zucker mischen und ihn als fertige Getränkemischung weiterverkaufen.

Die Kunst des Salep-Brauens hat Kypraios 2006 bei einem Mönch des Archangelos-Klosters gelernt. Er schält und kocht die eingesammelten Knollen auf, bis ihre ätherischen Öle auf dem Wasser schwimmen. Das ist wichtig, denn: Die Orchis Mascula stinkt ganz grauenhaft. Kypraios lässt die Knollen zwei Wochen in einem eigenen Raum trocknen, bis sie hart sind und er sie zu Pulver mahlen kann. Selbst dann ist der faule Geruch noch nicht verdrängt. "Deswegen mischen wir am Ende Zimt und Ing-

werpulver dazu", erklärt er. "Sonst schmeckt Salep wie Kuh-Dung!"

Als ich später einen gehäuften Teelöffel voll Salep-Pulver mit heißer Milch mische, wird die Masse sofort dickflüssig. Ich erinnere mich, dass mich Kypraios gewarnt hat, zu viel Pulver mache aus dem Getränk einen Pudding. Wie Mist schmeckt der Salep jedenfalls nicht. Eher nach Milchreis – und sehr viel Zucker.

"Salep ist auch heute noch ein Potenzgetränk", sagt Kypraios. "Aber das wissen die meisten Leute nicht mehr und trinken ihn nur noch zum Genuss."

Der Glaube, Orchideenknollen hätten eine aphrodisierende Wirkung, kommt von ihrer hodenähnlichen Form. Daher auch der Name: Orchis bedeutet auf Griechisch Hoden.

Dass Orchideen irgendwie sexy sind, kann man ihnen nicht absprechen. Nahaufnahmen ihrer Blüten schmücken die Titelseiten des Erotika-Bestsellers "Fifty Shades of Der Glaube,
Orchideenknollen hätten eine
aphrodisierende
Wirkung, kommt
von ihrer
hodenähnlichen
Form. Daher
auch der Name:
Orchis bedeutet
auf Griechisch
Hoden.





Grey", sie sind ein Sinnbild für Weiblichkeit, Autoren aus aller Welt beschreiben Orchideen als "betörend" und "verführerisch".

Viele Sammler und Züchter, mit denen ich im Laufe meiner Recherche spreche, sind der Orchidee regelrecht verfallen. Sie reden von der Blume mit derselben Leidenschaft, derselben Hingabe, als wäre sie ihre Geliebte.

Über Facebook stoße ich auf Roland Amsler: Den Sammler der Sammler.

Amsler ist 52 Jahre alt und lebt in der Schweizer Gemeinde Sirnach, ungefähr dreißig Kilometer entfernt von der deutschen Grenze. Er trägt immer den gleichen ernsten Gesichtsausdruck und immer die gleiche graue Shorts mit Flecken und Rissen. Seine Sammlung schätzt er selbst auf 120.000 bis 150.000 Pflanzen aus 6.000 Arten, "vielleicht auch mehr!"

Amslers Gewächshaus befindet sich am Dorfrand von Sirnach neben einer Baumschule und einer Kaktusgärtnerei. Die Pflanzen stehen in Töpfen auf Regalen und hängen von Drahtgestellen, auf Korkbretter und Rindenstücke gebunden, dicht an dicht, manche sehen aus wie Lianen, andere wie Sträucher, ein Urwald auf 1.200 Quadratmetern Fläche.

Als ich Amsler zum ersten Mal besuche, ist er gerade in das Bestäuben zweier Bulbophyllum-Orchideen vertieft. Tief über einen runden Tisch gebeugt schiebt er einen Zahnstocher unter den Pollen der fingernagelgroßen Blüte auf dem Korkbrett vor ihm, seine Hände daneben groß wie Klauen. Das Pollinium bleibt an der Spitze des Zahnstochers kleben. Amsler stützt die Blüte einer zweiten Blume mit dem Zeigefinger und schiebt ihr den Zahnstocher mitten ins Herz, langsam und mit festen Fingern. Das Pollinium bleibt auf der klebrigen Narbe liegen. Mit einem zufriedenen Seufzen zieht Amsler den Zahnstocher wieder heraus. "So funktioniert Orchideensex", sagt er, ohne den Blick zu heben. Dann lacht er hell auf. "Zum Glück ist es den Blumen nicht peinlich, dass Sie gerade dabei zugeschaut haben!"

Als Roland Amsler mit Anfang 20 seine Frau kennenlernte, kaufte sie ihm eine Encyclia Amicta. Diese Orchidee wächst nicht im Topf, sondern epiphytisch, also auf Baumrinden. Ihre Wurzeln wachsen in der Luft. Um Amsler war es geschehen: "Als ich diese Orchidee sah, dachte ich: Das ist genial! Wie genügsam die auf diesem Brett wächst, wie schön die ist! Damit fing die Sucht an."

Jeden Tag verbringt Amsler viele Stunden damit, seine Sammlung zu gießen. Dabei berührt er Blätter, Wurzeln und Blüten. Manchmal beugt er sich zu einer Blume hin,

Ein Mitglied der "Orchideenfreunde" drapiert preiswürdige Exemplare an einem Wäscheständer. Gleich tagt die Preisjury.





Das Orchideenzentrum Celle gibt es seit über hundert Jahren. Die Familie Wichmann züchtet die Pflanzen bereits in der vierten Generation.



riecht an ihr. Es ist Amslers Art, mit den Pflanzen zu kommunizieren.

Einmal führt mich Amsler zu einer schlanken, feurig rot-orangen Orchidee im hinteren Teil des Gewächshauses. Ihr Name sei Psychopsis und er spüre ihre Aura. Er dreht die Blume zu mir, sodass mich ihre offene Blüte anstarrt. "Die Symmetrieachse einer Orchideenblüte ist die gleiche wie die des menschlichen Gesichts", erklärt er. "Das macht ihre Aura so stark." Dann schließt er die Augen, atmet tief ein und sagt: "Ihre Aura nimmt mich ein, sie kommt wie eine Welle über mich, sie dringt in mein Unterbewusstsein und schafft Ordnung."

"Was ist mit einer Seele?", frage ich. "Glauben Sie, dass Orchideen eine Seele haben?" Amsler antwortet nicht sofort. Er legt den Kopf leicht schräg, dann sagt er sehr langsam: "Wenn ich sehe, wie effizient Orchideen Insekten ausnutzen und zur eigenen Arterhaltung missbrauchen, dann glaube ich, ist die Orchidee weiterentwickelt als das Insekt." Er hält kurz inne und blickt mir in die Augen. "Wussten Sie, dass Orchideen auch Kolibris anlocken? Und würden Sie sagen, dass ein Kolibri, ein Vogel, eine Seele hat? Dann hat auch die Orchidee eine."

Ich besuche Amsler insgesamt dreimal, jedes Mal verlasse ich ihn mit mehr Fragen als Antworten. Gibt es vielleicht gar kein großes Orchideen-Geheimnis? Ist da nur der alte Sammlerirrsinn, gemischt mit esoterischen Glaubenssätzen?

Alleine ist Amsler in seinem Orchideen-Enthusiasmus jedenfalls nicht. 2013 betrug der Umsatz des deutschen Orchideenhandels 440 Millionen Euro. 2019 waren 34 Prozent aller in Deutschland verkauften Zimmerpflanzen Orchideen, damit ist sie die beliebteste Zierpflanze überhaupt. In Supermärkten gibt es sie bereits für magere fünf Euro. Einst ein exotisches Prestigeobjekt, ist die Orchidee heute zur Massenware geworden.

Amsler spricht von "Wegwerf-Orchideen", in deren Aufzucht keine Hingabe mehr steckt. Diese Blumen würden am Fließband hergestellt, sie blühten nur eine Saison und drückten den Marktpreis nach unten. Ein dystopisches Bild. Ich beschließe, der Sache auf den Grund zu gehen.

An einem Donnerstagmorgen im September besuche ich das Orchideenzentrum Celle. Ich finde mich in einem Verkaufsraum voller identischer Blumen wieder, Pink und Weiß und Lila. Dazwischen Zubehör jeder Art: Homöopathisches Orchideenelixier, Tassen mit Orchideenmotiven, Servietten, Grußkarten.

Christian Wichmann, Inhaber und Firmenleiter in vierter Generation, holt mich zwischen den Blumen ab. Er hat kurze, an der Seite gescheitelte Haare und ein rundes Gesicht, das ihm trotz seiner 45 Jahre etwas Jungenhaftes verleiht.

Das Orchideenzentrum, erzählt mir Wichmann, wurde 1897 gegründet und ist eine der ältesten Orchideengärtnereien Deutschlands. Dann präsentiert er mir stolz die Zahlen: 9.000 Quadratmeter Gewächshäuser, 80.000 Topfpflanzen, 40.000 Vanillepflanzen, ja, auch das sei eine Orchidee, daneben außerdem 30.000 Grünpflanzen.

Durch eine Schiebetür betreten wir das erste Gewächshaus, vor uns ein grünes Meer. Es sind Jungpflanzen, das erste Blühen liegt noch vor ihnen. Sie sind aus Zellkulturen ihrer Mutterpflanzen in einem separaten Labor gezüchtet worden. Etwa zwei Jahre dauert dieser Prozess bereits. Bis sie aussehen wie ihre Mutterpflanzen kann nochmal ein Jahr vergehen.

Orchideen wachsen nur sehr langsam. Zwei bis fünf Jahre dauert es, bis sie zum ersten Mal blühen, fast zehn Jahre, bis eine neue Art soweit entwickelt ist, dass sie auf den Markt kann. Darum ist die Orchideenproduktion in Deutschland verhältnismäßig klein.

Wichmann beliefert vor allem Gartencenter und Blumengeschäfte, für Supermärkte reicht seine Produktion nicht. Die meisten Orchideen, die man in Deutschland kaufen kann, kommen aus den Niederlanden.

Ein Drittel
aller in Deutschland verkauften
Zimmerpflanzen
sind Orchideen.
Damit sind sie
die beliebtesten
Zierpflanzen
überhaupt.





In Amslers Gewächshaus wachsen ungefähr 150.000 Orchideen. Für ihn sind sie Lebewesen mit einer Seele.

Manche Orchideen blühen nur nachts, andere nur vormittags zwischen zehn und zwölf, die Stanhopea sogar nur wenige Tage im Jahr.





NOEMI HARNICKELL & FABIAN SCHWARZE

Unsere Autorin hat einmal ein "Orchideenfach" studiert. Das heißt so, weil Orchideen angeblich viel Pflegeaufwand benötigen und keinen praktischen Nutzen haben. In Wahrheit sind Orchideen sehr zäh: Sie wachsen in allen Klimazonen und auf allen Kontinenten, mit Ausnahme nur der Wüsten und der Antarktis. Die Recherchen dauerten vier Monate, immer wieder bekamen Fotograf und Autorin die Warnung zu hören: Orchideen machen süchtig! -Bis heute haben beide keine Orchideen zu Hause, sehen die Blumen inzwischen aber überall. sogar im Sushi-Restaurant.

"Die Geschichte der O" ist übrigens der Name eines Erotikromans von 1954. Der Titel erschien uns passend, schließlich ist die Orchidee doch sehr sexy. Im Gewächshaus ist es schwül und riecht nach Urwald: grün und üppig und feucht. "Diese Orchideen brauchen gute 75 Prozent Luftfeuchtigkeit", erklärt Wichmann.

Was Amsler von Hand machen muss, ist bei Wichmann computergesteuert. Stolz erzählt er von den Sensoren, die Temperatur, Licht und Feuchtigkeit regulieren.

"Willkommen in unserem Schönheitssalon", sagt er und öffnet eine weitere Schiebetür. Es ist hier kühler, die Orchideen blühen bereits. Lila, weiß, gelb: Die Phalaenopsis.

Die Phalaenopsis ist die meistverkaufte Orchidee überhaupt, kaum eine Blume ziert so viele Fensterbänke wie sie. Keine andere Orchidee dient so oft als Mutterpflanze in der Hybridenzucht. Diese Blütenform mit dieser Farbe und umgekehrt, vielleicht auch eines Tages eine blaue Phalaenopsis. Weil es die Farbe in der Natur nicht gibt, ist es fast unmöglich, sie durch Kreuzungen zu schaffen.

Orchideen züchten kann jeder leidenschaftliche Orchideensammler, für einen Nährboden reicht eine Mischung aus Agar-Agar, Kartoffel- und Zitronensaft, Stärke, Würfelzucker und Dünger. Tutorials, wie das Zellmaterial der Orchideen darauf ausgesät werden muss, sind im Internet weit verbreitet.

In den Ortsvereinen der D.O.G. kommen solche Hobbyzüchter zusammen. Die "Orchideenfreunde", wie sich die baden-württembergische Gruppe nennt, treffen sich jeweils am zweiten Freitag des Monats in Denkendorf bei Stuttgart, bringen ihre schönsten Orchideen mit und zeichnen sie aus.

Ein sechsköpfiges Komitee sitzt bereits über den Bewertungsbögen, als ich an diesem Freitagabend im September die Festhalle betrete. Neben ihnen steht ein Wäscheständer, an dem zehn Orchideen mit Drähten aufgehängt wurden. Jede Blume ist mit einer Nummer versehen.

Es wird still. 35 Augenpaare blicken nach vorne. Zwei Vertreter des Bewertungskomitees halten die Orchideen nach und nach in die Höhe und zeichnen sie aus. Silber für eine besonders gesunde Wurzel, Bronze für eine gelungene Hybride, nochmal Silber für eine prächtige Blüte. Und dann: Gold.

Gold für eine fünfundzwanzigjährige Orchidee mit hunderten winzigen, gelben Blüten. Sie ist auf ein Brett gebunden und gleicht eher einem Gebüsch als der langweiligen Pflanze auf den Fensterbänken.

"Es beginnt immer mit einer einzigen Orchidee", raunt mir ein Mann zu. "Inzwischen geht mir in der Wohnung der Platz aus. Glauben Sie mir: Auch Sie werden noch süchtig!"

Allmählich beginne ich das zu glauben. In der Orchidee liegt nämlich eine Spannung: Wer Hybriden züchtet, muss fast zwei Jahre warten, bevor er zum ersten Mal ihre wahre Blüte sieht. Manche Orchideen blühen nur nachts, andere nur vormittags zwischen zehn und zwölf, die Stanhopea sogar nur wenige Tage im Jahr.

Ich frage mich, ob diese Formel, die vielleicht das Geheimnis der Orchidee begründet, auch auf die spießig-perfekten Orchideen auf den Fensterbänken zutrifft.

In einem Orchideenforum lerne ich Simone Täubig kennen. Sie ist Hausfrau, Mutter und Verkäuferin und wohnt in einer Dreieinhalbzimmerwohnung in Hannover. Sie liebe Orchideen, erzählt sie am Telefon, der Platz reiche allerdings nur für zwei Fensterbänke voll. Ich frage, ob ich vorbeikommen darf.

Etwa fünfzehn Orchideen stehen in Täubigs gardinenbehangenem Wohnzimmerfenster, räkeln sich im Licht der herbstlichen Mittagssonne. Weiße und rosa Blüten, ihre Wurzeln in durchsichtigen Töpfen.

Wir plaudern, Täubig erzählt mir von ihren YouTube-Videos, in denen sie über Orchideenpflege spricht und ihren heiligen Tag, den Sonntag, wenn sie ihre Orchideen badet. Sie erzählt von der Vielfalt, von Farben und Formen und Düften, von der Freude, sie zum Blühen zu bringen, dann hält sie inne, blickt auf ihre mit Orchideen bedruckten Hausschuhe. "Ich werde nie nach Brasilien oder Thailand reisen können, wo die Phalaenopsis herkommt. Aber wenn ich meine Orchideen pflege, dann fühle ich mich, als wäre ich dort, und es gibt nichts anderes als die Blumen."

Als ich mich verabschiede, glaube ich, es endlich verstanden zu haben.

Eine Orchidee ist erst perfekt, wenn sie blüht, und den Moment dieser Blüte zu erleben, ist ein kleiner Adrenalinschub für ihre Liebhaber. Sie leben und atmen mit der Orchidee, stellen sie an den schönsten, sonnigsten Platz in der Wohnung. Indem sie blüht, belohnt die Orchidee die Menschen.



Impressum Sum

Herausgeber:

Dr. Ulrich Bausch

Die Reportageschule:

Ein Projekt der Volkshochschule Reutlingen Spendhausstraße 6 D 72764 Reutlingen T 07121 336182 info@reportageschule.de www.reportageschule.de

Kuratorium:

Prof. Dr. Hermann Bausinger,
Wolfgang Behnken, Veronika Burger,
Uta-Micaela Dürig (Vorsitzende),
Oberbürgermeister Thomas Keck,
Ingrid Kolb, Reinhard Meister,
Dr. Andreas Narr, Edzard Reuter,
Eugen Schäufele, Dr. Carl-Heiner Schmid,
Cordt Schnibben, Alexander Smoltczyk,
Prof. Götz W. Werner

Chefredaktion: Philipp Maußhardt,

Ariel Hauptmeier

Art Direction: Alexandra von Béry Beratung: Wolfgang Behnken Bildredaktion: Prof. Michael Trippel Dokumentation: Günther Garde

Autor*innen:

Anna-Sophie Barbutev

a.s.barbutev@gmx.de

Torben Becker

torbenbecker@posteo.de

Noemi Harnickell

noemi.harnickell@gmail.com

Janina Martens

janina_martens@web.de

Andreas Holzapfel

andreas.holzapfel90@gmail.com

Karolina Kaltschnee

karolinakaltschnee@gmail.com

Niklas Liebetrau

nliebetrau@googlemail.com

Madeleine Londene

mlondene@gmx.de

Katharina Reckers

Katharina.Reckers@web.de

Britta Rotsch

britta_rotsch@gmx.de

Amonte Schröder-Jürss

schroeder-juerss@gmx.de

Isabelle Zeiher

isabelle.zeiher@outlook.de

Fotograf*innen:

Shirin Abedi

mail@shirinabedi.com

Hannah Aders

hannah.aders@hotmail.com

Nora Börding

nora.boerding@web.de

Barbara Haas

barbara.haas@posteo.de

Jasmina Hanf

jasminamariahanf@outlook.de

Elias Holzknecht

office@eliasholzknecht.at

Teona Mskhvilidze

teonamskhvilidze@gmx.de

Aristidis Schnelzer

aristidis.schnelzer@gmx.de

Jana Schuler

janaschuler4@gmail.com

Fabian Schwarze

fabianlschwarze@googlemail.com

Ole Spata

mail@olespata.de

Martin Steger

hello@martin-steger.com

Bildnachweis:

S. 3: © Holger Talinski

S. 4-7: Illustrationen - © Bernd Schifferdecker

S. 44: Adobe Stock / © orangeberry

S. 98: dpa

S. 101/106: Adobe Stock / © annagolant

S. 134/136: 123rf.com / © Valeriya Pichugina

S. 143: iStock / © bauhaus1000

Organisation:

Stefan Junger

Druck:

Sautter GmbH Röntgenstraße 24 72770 Reutlingen

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck, Aufnahme in Online-Dienste und Internet sowie Vervielfältigung auf elektronischen Datenträgern bedürfen der vorherigen schriftlichen Zustimmung des Herausgebers.

Wir danken:

Wolfgang Behnken

Behnken, Becker + Partner, Hamburg

Prof. Michael Trippel

Hochschule Hannover,

Studiengang Fotojournalismus

GO #15.2020

REPORTER GESUCHT (M/W/D)

Stories schreiben, die nachhalten. Etwas bewegen. Von den Besten der Branche lernen. Sich ein Jahr ohne Komromisse dem Schreiben widmen. Idealismus und Abenteuer. Du hast erste Erfahrungen im Journalismus gesammelt, jetzt willst du vorankommen, als Mensch, als Autor:in.

Bist du bereit für die Reportageschule in Reutlingen? Dann bewirb dich: www.reportageschule.de

